Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

38. Jahrgang.

Nr. 9 Bremen-Berlin, den 25. Februar **1905**

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Ein vergessenes Gebot. Von T. — Christentum und Kultur. II. Von Gebhardt. — Aus dem Nachlaß J. St. Mills. Von Ei. — Von der Religion der alten Römer. II. Von Wilhelm Heymann. — Die russische Kirche. II. Von G. Schönwald. — Vom Büchertisch.

Ein vergessenes Gebot.

Du sollst dir kein Bild verfertigen, noch irgend ein Abbild von etwas, was droben im Himmel, oder unten auf der Erde, oder im Wasser unter der Erde ist. Du sollst dich vor solchen nicht niederwerfen, noch sie verehren; denn ich Jehovah, dein Gott, bin ein eifersüchtiger Gott, der die Verschuldung der Väter ahndet an den Kindern, ja an den Enkeln und Urenkeln.

2. Mos. 20, 4 f.

Das ist auch eins von den Verboten, die frommer Sinn einst Gott in den Mund gelegt hat bei der Gesetzgebung am Sinai, und das wahrlich auch hätte beanspruchen dürfen, Eingang zu finden in unsern Katechismus. Aber es ist beiseite gelassen worden. Man hat den Ernst dieses Wortes, das einer tiefen religiösen Erkenntnis entsprungen ist, nicht genug gewürdigt und seine Tragweite nicht genug beachtet. Ist jener Forderung wirklich dadurch schon Genüge geschehen, wenn wir sie auf Götterbilder aus Holz, Stein und Erz beziehen? Will jener alte Fromme vielleicht bloß sagen, man dürfe nur solche Bilder nicht anfertigen und anbeten? Gewiß nicht. Der Sinn jenes Verbotes reicht weiter, seine Tragweite erstreckt sich auch über alle Bilder, die Menschen sich in ihren Gedanken von Gott gemacht haben. Im Tempel zu Jerusalem gab es zwar keine Statuen von Jehovah, dafür aber haben sich die Söhne Israels in ihrer Phantasie ein Bild ihrer Gottheit geschnitzt, vor dem sie niederknieten, das sie verehrten. Sie haben dem Ewigen und Unerforschlichen menschliche Empfindungen und kleinliche Gedanken beigelegt, sie haben sich ihn vorgestellt nach dem Bild eines Menschen, der Reue kennt und Haß, der Gnade und Strafe an äußere Bedingungen knüpft an die Abrahamskindschaft, an die Beschneidung, an den Tempel zu Jerusalem und seine Opfer.

Da kam Jesus und gab dem Vermächtnis Mosis die positive Ergänzung. Gott ist Geist, so klang es durch sein Leben, so bezeugte es sein Tun. Aber von denen, die sich nach seinem Namen nannten, wurde es vergessen. Menschliches Denken, Philosophieren und Phantasieren schaffte neue Gottesbilder. In der katholischen Kirche wurde der Dienst des Ewigen verdrängt durch Heiligenverehrung. Die Gotteshäuser hallten wider von den Prozessionen und Umzügen von einem Heiligenbild zum andern. Christliche Theologen prägten neue Götterbilder. Der Gott, den aller Himmel Himmel nicht zu fassen vermögen, wurde zu einem überweltlichen Wesen, der Menschen und Dinge auf Erden sich bald selbst überläßt, bald wunderbar eingreift in den Lauf der Weltgeschichte. Aber jenes Wort der alten Frommen behielt Recht. Überall, wo die Menschen ihren selbst gemachten Gottesbildern dienten, wurde es ihnen zum Fluch, zum Verderben. Die Weltgeschichte enthält das Weltgericht. Schlagt auf ihr altes Buch; viel dunkle Blätter sind darin, die erzählen von den Religionskriegen. Blühende Gemeinwesen wurden in ihnen zertreten, Völker ausgerottet, Staaten verwüstet. Der rote Schein der Scheiterhaufen beleuchtete die schrecklichsten Verfolgungen, Martern und Qualen, die jemals Menschen über Menschen gebracht haben; und das alles um der Gottesbilder willen, die sich Menschen gemacht hatten, das alles, weil Menschen meinten, ihr Bild von Gott sei allein sei unfehlbar richtig.

Und heute — ist es da anders geworden? Anders wohl, aber nicht besser. Gesetz und Recht des modernen Staates haben jene mittelalterlichen Auswüchse beseitigt, doch der Geist ist der alte geblieben. Blickt man genauer hin, so kann man sehen, wie er auch in unseren Tagen beschäftigt ist, am Webstuhl der Zeit Stricke zu weben und Schlingen zu schürzen, um das wahre religiöse Leben zu erwürgen. So ist es in der römischen Kirche und teilweise auch in der evangelischen. Gebt ihnen wieder ihre alte Macht und die blutigen Tragödien werden sich wiederholen. Hüben wie drüben ist die Verehrung von Götterbildern, die menschliche Gedanken gemacht haben, in vollem Umfange vorhanden; mögen sie auch heute ihren alten Namen aufgegeben haben, mögen sie Dogmen und Glaubensbekenntnisse genannt werden, der Inhalt ist derselbe geblieben. Darum herrscht in unseren Tagen genau wie füher der alte Streit um die Rechtgläubigkeit, weil die Menschen vergessen haben das Wort der alten Frömmigkeit: Du sollst dir von Gott kein Bildnis noch Gleichnis machen, bete sie nicht an und diene ihnen nicht. Und wenn wir uns von unserem Gott ein Bild machen müssen im Gebet, wenn wir ihn den Unbeschränkten auf einen Raum beschränken, wenn unsere Seele sich zu ihm erhebt, und mit ihm spricht, wie mit einem Menschen, so sollen wir immer daran denken, daß es eben nur ein Bild ist, damit wir nicht die Form mit dem Inhalt verwechseln. Wir sollen immer dessen eingedenk bleiben, daß unser Denken viel zu klein ist, daß unser Gott weit größer nnd erhabener ist als unsere Vorstellung, — es ist nie ein Zeichen von wahrer Frömmigkeit, wenn man meint, in alle Tiefen und Geheimnisse der Gottheit eingedrungen zu sein. Dann werden wir auch ein Verständnis besitzen für die, die sich von ihrem Gott ein anderes Bild machen. Eins nur wissen wir von Gott, er ist die Liebe. Darum ist dein Bild von ihm um so zutreffender, je mehr du diese Farbe verwendest, je mehr dein

Leben von Liebe zeugt; denn wo Gott ist, will er herrschen, wie er ist. Und ist er dir die Liebe, dann muß dein Reden und Handeln sie auch verkündigen. Es kann kein Mensch sagen, mein Gott ist die Liebe und seinen Nächsten verurteilen und verdammen. Darum laßt unvergessen sein jenes alte Wort: Du sollst dir von deinem Gott kein Bild machen, bete es nicht an und diene ihm nicht; denn ich, Jehovah, bin ein eifersüchtiger Gott, der die Verschuldung der Väter ahndet an den Kindern, ja an den Enkeln und Urenkeln. T.

Christentum und Kultur.

II.

Welchen Wert hat die Kultur für das Christentum? Zunächst die Geisteskultur, die Wissenschaft, wirkt erlösend und befreiend auf das fromme Leben. Sie verändert nicht das fromme Leben, schafft selbst kein neues, aber sie löst das Antiquarische einer überwundenen Naturerkenntnis und Geschichtskenntnis, einer überwundenen Weltanschauung von ihm los. Das ist kein Kampf zwischen Kultur und Christentum, es ist ein Kampf der fortgeschrittenen Kultur gegen die alte, die der Unglaube oder die Beschränktheit als Wesensbestandteil der Religion festhalten möchte. Hier opfern wir Protestantenvereinler allerdings aus Pflichtgefühl und Wahrhaftigkeit unnützen Ballast. Wir nehmen die Bibel nicht als Lehrbuch über Geschichte, Geographie, Naturwissenschaft, Weltanschauung, wir nehmen sie als Religionsbuch. Gott schuf die Welt. Das steht über allem Zweifel. Keine Wissenschaft kann diese Glaubensgewißheit umstoßen. Aber wie er sie schuf, das wollen wir uns nicht sagen lassen von Leuten, die vor Jahrtausenden darüber nachgedacht haben. Wir wollen auf die hören, die in unseren Tagen, in dem Drang nach Wahrheit, Neues, Größeres, Richtigeres darüber gefunden haben.

Gott erhält die Welt. Gott ist allmächtig. Noch immer kann er schaffen, was er will. So glauben wir. Und wir kennen keine Wissenschaft, die uns diesen Glauben nehmen könnte. Aber welcher Art sind die Wunder unseres Herrgotts, das ist die Frage, die nicht der Glaube, sondern die Wissenschaft zu beantworten hat. Wenn andere meinen, Gott müsse und könne Mirakel tun, so ist das kein Glaubenszeugnis göttlicher Allmacht. Es ist eine Weltanschauung. Wir teilen als moderne Menschen die Erkenntnis der Gesetzmäßigkeit und Ordnung im Weltall. Unser Glaube an den wunderbaren Gott ist nicht damit identisch. Aber diese Erkenntnis ist das Kleid des Gottes, in dem wir leben, weben und sind. Er ruft uns, und wir hören ihn. Wir rufen ihn, und er hört uns. Von seiner Macht ist nicht das Geringste hinweggenommen, ob wir auch uns freuen, daß wir seine Wege und Ordnung nun besser verstehen, sicherer darauf vertrauen können.

Aber auch die praktische Kultur äußert ihren Einfluß auf das fromme Leben. Das fromme Leben fühlt sich beheimatet in einer höheren Welt. Himmelan geht unsere Bahn. Daß es aber nicht davon fliege mit seiner Sehnsucht, „nur selig“ sein wolle, die Welt und ihre Not nicht vergesse, in der wir wirken sollen, so lange es Tag für uns ist, dafür sorgt die praktische Kultur. Es sind Wege zu bauen und gesunde Wohnung, Nahrung und Kleidung ist zu schaffen für hungernde, frierende Menschen. So muß das Christentum lernen, diesseitig zu werden. „Das Christentum muß festen Fuß fassen mitten in den Verwickelungen und Nöten der Erde. Das Wort wird Fleisch, die göttliche Liebe, herabsteigend aus seligen Höhen des Friedens, fährt nieder zur Hölle menschlicher Verwahrlosung, die Erde ruft den Himmel, und er kommt und segnet sie.“

Folgt aber aus unserer dankbaren Anerkennung, daß wir die Kultur für das Höchste hielten und ihr zu Liebe bereit wären, das Christentum zu entleeren, es nur insoweit gelten zu lassen, als die moderne Kultur erlaubt? O nein. Wir wollen nichts zu tun haben mit dem eingebildeten Wissensschwindel, der über alles, was er nicht versteht, zu Gerichte sitzt; nichts mit der Blasiertheit, die den Geist leugnet, nichts mit dem naturwissenschaftlichen Pfaffentum, das seine oberflächlichen Dogmen der Verneinung in die Welt hinausposaunt.

Zwar, wir haben das rationale Prinzip. Das heißt: Wir wollen unseren Glauben vor dem Denken rechtfertigen. Wir wollen auch, daß das Wissen nicht auf die Welt der Sichtbarkeit sich beschränkt. Wir möchten nur zu gern, daß beide, Glaube und Wissen, die höchsten Fragen, die Ewigkeitsfragen der Menschheit zu beantworten suchen. Denn im letzten Grunde kann es doch nur *eine* Wahrheit geben, bei der Denken und Glauben anlangen muß. Aber der Weg zur Wahrheit ist nicht bloß die Logik, das Mikroskop und Fernrohr. Wir verwahren uns gegen dies wissenschaftliche Philistertum und fordern unser eigenes, freies Recht, unseres Glaubens zu leben.

Noch weniger soll man von uns den Aberglauben an die alleinseligmachende *praktische* Kultur erwarten. Mögen die Sozialdemokraten tausendmal sich zu diesem Aberglauben bekennen. Das wahre Glück des Menschen liegt doch nicht im Essen, Trinken, Wohnen, Besitzen. Darin liegt es, daß er haben kann, als hätte er nicht. Und mögen tausendmal die Sozialdemokraten träumen von der schönen Welt, wie sie erst werden wird. Wir sagen: Wichtiger als alles Äußere ist das innere Leben. Bist du selbst, o Mensch. Du bist das Ziel. Wir pfeifen auf alle Kulturfortschritte, wenn sie nicht diesem Ziele dienen, wenn dabei nicht eine neue, bessere, geheiligte, kraftvolle Menschheit herauskommt.

Mit einem Wort: Wir wollen keine Kultur ohne Christentum. So kommen wir zur dritten Frage.

III.

Welchen Wert hat das Christentum für die moderne Kultur?

„Das Christentum gibt der *theoretischen* Kultur den reinen, *unegoistischen Trieb nach Wahrheit* und den Glauben an die Wahrheit.“

So marschiert der Glaube dem Denken vorauf. Unser Glaube baut auf eine göttliche Erhaltung und Vorsehung. So mag die wissenschaftliche Arbeit folgen und das Kausalitätsgesetz aufspüren. Wir glauben, daß *ein* Gotteswille das All durchwalte, so mag nun die wissenschaftliche Arbeit die Ordnung im Kosmos begründen.

Und die praktische Kultur, auch sie „wird gesegnet durch die Kräfte und Ziele christlicher Religion und Moral“. Wohl gibt es eine selbständige Ethik, eine ethische Kultur. Ihre gute Absicht in Ehren! Ihre Kraft kann sie doch erst erhalten von einem Lebensgefühl, das alles Bloßmenschliche unter sich weiß, weil es in der Ewigkeit wurzelt, weil es „einen göttlichen Ewigkeitsgehalt in sich trägt, den zu verraten Lästerung und Schande ist!“ Christlicher Glaube und christliche Ethik verpflichtet die menschliche Persönlichkeit zu einem ewigen Ziele: Ihr sollt vollkommen sein, wie der Vater im Himmel vollkommen ist.

Wie das Christentum der Persönlichkeit den rechten Wert und das rechte Ziel gibt, so gibt es auch Wert und Ziel der menschlichen Gemeinschaft. Hier, im sozialen Leben, wird die Führerstellung des Christentums am deutlichsten. Denn wir haben ja das Zeugnis der Geschichte. Woran sind die alten Kulturen zu grunde gegangen? „Nicht weil es an großen Einzelnen fehlte, sondern weil die Masse im Schlamme stecken blieb.“ Weil es am Christentum fehlte, an dem Christentum, das Reiche und Arme, Starke und Schwache, Gesunde und Kranke aufeinander anweist als Kinder *eines* Vaters. Ohne die Liebe Christi, die emporhebt und ans Licht führt, bricht die differenzierende Kultur zusammen.

Außerdem, es kommt einmal der Punkt, da spricht der Kulturmensch: Verweile doch, du bist so schön! Er hat seine Ziele erreicht. Er ist fertig. Aber der Glaube hat ein ewiges Ziel. Er ist nie fertig. Er will *das Reich Gottes*, Erlösung der Menschheit „von Schuld und Not

und Wahn, von allem, was das Leben drückt, schwächt und gemein macht."

Beispiele von solcher Führung der Kultur durch das Christentum haben wir genug in der Geschichte. Die Kultur schuf den auf Macht begründeten Rechtsstaat der ewigen Roma. Das Christentum lehrte über die Grenzen hinüberblicken. Der Glaube an die Brüderlichkeit des ganzen Menschengeschlechts ward verkündigt. Allmählich, viele Jahrhunderte nachher, entsteht die Weltkultur. Ein anderes Beispiel: Das Christentum verkündigt den Wert der einzelnen Menschenseele. Erst 1800 Jahre später schickt sich die Kultur an, den Sklaven zu befreien. Und ein Beispiel aus der Gegenwart: Wir haben eine politische Partei, von der der Wille zur Kultur am stärksten betont wird, die Sozialdemokratie. Was ist ihr Ziel? Die Vergesellschaftung aller Produktionsmittel. Ist dies Ziel erreicht, so hat die Sozialdemokratie ein Ende. Mit diesem Ziele erhofft sie den Himmel auf Erden. Aber doch ist ein weiter Weg von der Gesellschaft aller Produktionsmittel zu einer Gemeinschaft der Liebe, von der Erlösung von widrigen äußeren Verhältnissen zur inneren Freiheit der Gotteskinder.

Ich will das nicht weiter ausführen, nicht weiter darauf eingehen, wie christliches Empfinden auch Hygieine, Pädagogik hervorruft, der Kunst wahre Kraft gibt. Nur einige Bemerkungen noch über unser Ideal der Versöhnung von Christentum und Kultur: Wir meinen das nicht als Formel und Phrase, nicht als ein leicht auszuführendes Rezept. Wir stellen ein Ideal auf.

Ferner wir wollen nicht eins auf Kosten des anderen, wir wollen beides, Kultur und Christentum. Drittens wir denken uns die Versöhnung so, daß das Christentum „nicht als Theologie und ebensowenig als organisierte Kirche, aber als Gotteskraft des Evangeliums der Kultur überlegen bleibt, führend und sinngebend".

Und darum wollen wir eine Kirche „nicht der Hierarchie, die mit Diplomaten à la Tayllerand wetteifert. Nicht eine Kirche, die inquisitorisch die Gewissen vergewaltigt, sondern eine Kirche der sittlich-religiösen Gesinnung, von der schaffende Kräfte ausgehen, führende Gedanken."

Berlin. Gebhardt.

Aus dem Nachlaß J. St. Mills.

John Stuart Mill, geboren 1806 und gestorben 1873, einer der einflußreichsten Philosophen Englands, hat in drei, von seiner Stieftochter im Jahre 1874 veröffentlichten Schriften sich besonders mit metaphysischen und religiösen Fragen beschäftigt (vgl. Sänger „J. St. Mill, sein Leben und Lebenswerk" den Schlußabschnitt „Ewigkeitsbetrachtungen" S. 175 ff.). Die drei Schriften sind betitelt: Natur, Nutzen der Religion und Theismus; sie erregten großes Aufsehen, da Mill bei Anhängern und Gegnern als Rationalist und Positivist gegolten hatte und sein ganzes Leben als dem Kampf gegen religiöse, metaphysische und historische Vorurteile gewidmet erschienen war. Zwei der genannten Schriften hat Mill in den Jahren 1850—1858 zu Papier gebracht und bis zu seinem Tode daran gefeilt, sie können also mitsamt dem in den Jahren 1868—1870 niedergeschriebenen „Theismus" als reife Erzeugnisse ernsten Denkens bezeichnet werden. Das Interessante an ihnen ist, daß es sich für Mill um nichts geringeres handelte, als um eine Theodicee auf positivistischer Grundlage, d. h. auf der Grundlage des sogen. Positivismus, der auf das Diesseits und auf die Menschheit sich beschränkenden Geistesrichtung.

Motiviert ist nach Sänger dieses Bemühen Mills um eine solche Theodicee durch die eigentümlich moderne Sehnsucht nach Religion, welche auch in ihren neueren und neuesten Verirrungen (Spiritismus, Scientismus) wohl als Zeichen der Zeit gelten kann. Gewiß mit Recht macht Mill auf die enge Begrenzung des menschlichen Wissens und die Unbegrenztheit unseres Verlangens nach Wissen aufmerksam, für welches das menschliche Dasein in Geheimnis gehüllt ist und bleibt. Um so gewichtiger aber wird Mills Versuch, als er mit Nachdruck sich gegen die Aufforderung richtet, der Mensch habe sich für sein sittliches Handeln nach der Natur zu richten (naturam sequi). Steht doch in Wirklichkeit der Mensch sehr oft der Natur als seinem Feind gegenüber, dem mit List und Gewalt eine Position nach der anderen entrissen werden muß, weshalb schon manchmal eine Errungenschaft der Technik und Zivilisation den Vertretern der offiziellen (katholischen, aber auch evangelischen) Kirche verdächtig erschien. Ist doch der materielle Weltgang voll von Ungeheuerlichkeiten (Orkane, Erdbeben, Hungersnöte usw.), die kein Mensch ungestraft verüben dürfte; voll von Verletzungen unseres moralischen Sinnes, dem daher die Natur nicht als sittliches Vorbild hingestellt werden kann.

Schaut so Mill der Wirklichkeit scharf in ihr oft düsteres und finsteres Antlitz, so behilft er sich nicht, wie in kirchlichen Agenden geschieht, mit dem Hinweis auf durch Sünde verwirkte göttliche Strafen; ihm genügt oder ihn befriedigt auch die Tatsache nicht, daß schließlich alles zu etwas gut ist, gut sein kann und unter Umständen gut sein muß, daß beispielsweise der Kampf ums Dasein zur Hinaufzüchtung der Arten dient, — denn dieser Endzweck, vollends als von einem intelligenten Willen gesetzt gedacht, verwirklicht sich, auch wenn er als erstrebenswert und als erreichbar angenommen werden kann, im einzelnen mit un- und widersittlichen Mitteln, wie sich nachweisen läßt.

Diese Antinomie lastete schwer auf Mill, er hielt aber dennoch fest an den moralischen Werten, so wie es des verstorbenen Ästhetikers Vischer Losung war: „Das Moralische versteht sich von selbst." Davon aus gelangte dann Mill dazu, der Lehre des Manes zuzuneigen und wie in des Menschen Brust, so auch im Universum einen moralischen Dualismus anzunehmen — ein Weg, auf den ihm sein Biograph nicht folgt. In seiner letzten Schrift ist Mill dazu fortgeschritten, es dem Christentum als ewiges Verdienst um die Menschheit anzurechnen, daß es das Ideal einer göttlichen Person in der Gestalt Christi geschaffen und als Maßstab und Muster für alle sittliche Vorzüglichkeit vor Augen gestellt hat.

Möchten diese Ausführungen Anlaß geben, darüber nachzudenken, was den ernsten Geistern unserer Zeit den Gottes- und Vorsehungsglauben erschwert, und ob ihnen durch die Lehre der Kirche über Sünde und Übel der Anstoß gehoben werden kann. Ei.

Von der Religion der alten Römer.

II.

Geschichtliches.

Vergleicht man mit Wissowas Buche von älteren Werken verwandten Inhalts z. B. Prellers fesselnde Darstellung der römischen Mythologie, so fällt sogleich die Verschiedenheit beider Werke in der Anordnung des Stoffes ins Auge. Bei Preller sind die Götter nach den Kreisen ihrer Tätigkeit oder den Elementen, die sie vertreten oder zu vertreten scheinen, und noch unter dem Einflusse der Vorstellungen des griechischen Götterhimmels zu Gruppen vereinigt; die wichtigste Aufgabe der römischen Religionsforschung, den ältesten Bestand des römischen Göttersystems zu ermitteln und davon die späteren und fremden Einflüsse zu sondern, ist hier noch gar nicht in Angriff genommen. Demgegenüber behandelt Wissowa seinen Gegenstand nach rein geschichtlichen Gesichtspunkten und gelangt so dahin, einen Stamm von altheimischen römischen Göttern auszuscheiden und dem Vereine derselben die von außen eingedrungenen nach der Zeit ihres Auftretens in Rom gegenüber zu stellen. Der Erreichung dieses Zieles ist besonders die Forschung der letzten Jahrzehnte über alles,

was mit dem Kultus zusammenhängt, an der unser Verfasser selbst hervorragend beteiligt war, in vollstem Maße zu gute gekommen; die Frucht derselben finden wir in einem umfassenden Abschnitt des vorliegenden Buches über „Die Formen der Götterverehrung“ niedergelegt.

Die älteste Unterscheidung verschiedener Kreise römischer Götter, die von den Römern selbst vorgenommen wurde, spricht sich in den Bezeichnungen di indigetes und di novensiles, „alteinheimische“ und „neueingessene“ Götter aus. Die Bestimmungen der ältesten Festordnung über den öffentlichen Gottesdienst, aus denen wir uns eine ungefähre Vorstellung über Wesen und Verehrung der di indigetes bilden können, werden von der römischen Überlieferung dem Könige Numa zugeschrieben. An der Spitze des von ihm anerkannten Götterkreises stand die Dreiheit des Juppiter, des Kriegsgottes Mars und des wahrscheinlich von letzterem erst abgespaltenen Quirinus. Daneben muß von bekannteren Göttern Gott Janus von uraltersher in hohem Ansehen gestanden haben. Sein Eigenpriester ging in der Rangordnung allen andern Priestern voran, und bei der am Schlusse der Gebete üblichen Anrufung aller Götter mußte er zuerst genannt werden. Nicht bloß mit der Vesta, sondern an den Kalenden, an jedem ersten Tage eines Monats, wurde ihm auch mit der höchsten Göttin Juno zusammen Verehrung dargebracht. Um die höchsten Gottheiten gruppierte man schon in den ältesten Zeiten einen Kreis untergeordneter dienender Götter; die Schaffung einer eigentlichen Rangordnung unter den Göttern dürfte aber erst in eine spätere Zeit fallen. Sie gestaltete sich, entsprechend dem Mangel einer sinnenden, Betrachtungen über die Anfänge alles Daseins entsprungenen Sage, nicht etwa nach der Reihenfolge und Art des Eingreifens der einzelnen Götter in die Weltschöpfung oder ihres Eintretens in die Göttergeschichte, sondern nach dem Zeitpunkt ihrer Aufnahme in die Gemeinschaft der römischen Staatsgottheiten und nach ihrer Bedeutung für das Wohl des römischen Staates.

Die Verehrung der Götter geschah Jahrhunderte hindurch ohne Bildwerke und ohne Tempel. Der gelehrte Altertumsforscher M. Terentius Varro, ein Zeitgenosse Cäsars, spricht sogar der ganzen Periode vor der Zeit der Gründung des capitolinischen Heiligtums, das heißt der Königszeit, die Kenntnis menschenähnlicher Götterbilder ab. Seiner Pflicht gegen die häuslichen und ländlichen Götter genügte der einzelne Bürger innerhalb seines Grundstücks, die für das Gedeihen des Gemeinwesens vorgeschriebenen Kulthandlungen ließ der Staat an gewissen heiligen Orten vollziehen, an denen man sich den betreffenden Gott besonders gegenwärtig und tätig dachte, in heiligen Hainen, auf Altären oder in besonderen geweihten Bezirken mit unbedeckten Altären (fana). Nur der staatliche Dienst der Vesta bedurfte eines bedeckten Heiligtums, da ein immerwährendes Feuer unter freiem Himmel nicht unterhalten werden konnte. Aber auch nachdem der ursprünglich sehr einfache Bau durch einen steinernen Tempel ersetzt worden war, blieb dieser, im Unterschiede von anderen Tempeln, bescheiden in seinen Größenverhältnissen und ohne Götterbild.

Wann der Kreis der di indigetes abgeschlossen war und neue Götter, zunächst italischer Herkunft, nur außerhalb jenes Verbandes ihre Kulte erhielten, läßt sich nicht sagen. Die Überführung italischer Kulte nach Rom, auch auf friedlichem Wege, stand in Beziehung zu dem durch das Aufsaugen von Nachbargemeinden erfolgten bedeutenden Anwachsen des römischen Gemeinwesens. Tiefergehende Veränderungen im religiösen Leben der Römer werden durch die Aufnahme griechischer Gottheiten hervorgerufen. Die Zulassung dieser Kulte wird von der Überlieferung den tarquinischen Königen zugeschrieben; dieselbe leitet eine neue, die zweite Epoche der römischen Religionsgeschichte ein. Zwei bedeutsame Erscheinungen fallen in den Anfang dieses Zeitraumes, die allmähliche Verdrängung der alten Götterdreiheit des Juppiter, Mars und Quirinus durch die neue des Juppiter, der Juno und Minerva, die in der Erbauung des diesen drei Gottheiten geweihten Heiligtums auf dem capitolinischen Hügel ihren endgültigen Ausdruck fand, und die etwas später erfolgte Erwerbung der sibyllinischen Bücher, die von der griechischen Kolonie Cumae in Campanien herübergeführt wurden. Über die Umstände, von denen der erstere Vorgang begleitet war, fehlen alle Nachrichten. Mit den sibyllinischen Sprüchen hielt der Dienst des griechischen Apollo seinen Einzug in Rom, dem schon in den ersten Zeiten der Republik weitere griechische Kulte folgten. Das Bemühen, eine Trübung der altrömischen Religionsvorstellungen durch die Aufnahme dieser sprachfremden Kulte zu verhindern, zeigt sich darin, daß sie nicht, wie das ganze römische Religionswesen mit Einschluß der Dienste der von Latium und der weiteren Umgegend hergekommenen Götter, der Oberaufsicht der Pontifices, sondern derjenigen der zu diesem Behufe neuernannten „Orakelbewahrer“ unterstellt und der Dienst der sprachfremden Götter besonderen, aus der Heimat jener Kulte herangezogenen Priestern überwiesen wurde. Nach griechischer Weise wurden diesen Göttern Tempel als Wohnung und Aufbewahrungsort der in ihnen aufzustellenden Götterbilder errichtet; erst im Gefolge dieser Neuerung erhielten auch altrömische Gottheiten Tempel und bildliche Darstellungen. Abgesehen von den unmittelbar aus griechischer Quelle stammenden sibyllinischen Heiligtümern gelangten aber die ersten griechischen Kulte nach Rom auf dem Umwege über Etrurien. Die ältesten römischen Tempel, unter ihnen der capitolinische, erweisen sich in Grundriß und Verzierungen als Nachbildungen etruskischer Kultusbauten.

Sehr bemerkenswert ist die Beobachtung, daß allem Anschein nach die Träger der neuen hellenisierenden Richtung in dem zweiten, dem aufstrebenden Stande der Plebejer zu suchen sind. Das erste, als Erfolg des Ständekampfes diesen zugänglich gewordene Priestertum ist eben das der Orakelbewahrer. Die Kreise der bevorrechteten alten Patrizierfamilien haben sich hier der neuaufkommenden Richtung gegenüber ebenso zurückhaltend benommen, wie sie in den Zeiten der Kaiser, als das Christentum unaufhaltsam siegreich vordrang, als die letzten Stützen des sinkenden Heidentums hartnäckig an den Überlieferungen ihres alten Glaubens festhielten. Nach einem ziemlich lebhaften Einströmen griechischer Kulte in den ersten Zeiten der Republik macht sich ein auffallendes Nachlassen dieser Bewegung bemerkbar. Erst nachdem sich die Plebejer den Zugang auch zu den höchsten Priestertümern erstritten hatten — durch das Ogulnische Gesetz vom Jahre 300 v. Chr. — erfolgte das Eindringen griechischer Götter wieder in vermehrtem Umfange und ist gegen das Ende dieses Zeitraums im wesentlichen abgeschlossen.

Der römische Historiker Livius erzählt im zweiundzwanzigsten Buche seiner Römischen Geschichte, daß im Jahre 217 v. Chr. nach der Unglücksschlacht am Trasimenischen See die gesamte römische Bürgerschaft außer durch das Anrücken des siegreichen Karthagerführers Hannibal auf ihre Stadt auch durch die Meldung zahlreicher Prodigien, Wundererscheinungen naturwidriger Art, in denen man Äußerungen des Zornes der Götter sah, in einen Zustand höchster Angst und Ratlosigkeit versetzt worden sei. Da habe der Konsul Quintus Fabius Maximus es durchgesetzt, daß, um zu erkunden, welche Sühnungen die Götter selbst angewendet wissen wollten, durch die Orakelbewahrer die sibyllinischen Bücher befragt werden sollten. Auf ihr Geheiß begnügten sich diesmal jene Sachverständigen nicht damit, die Einführung neuer griechischer Kulte und das Spenden von Opfern an griechische Gottheiten anzuordnen. Sie erklärten zunächst für nötig, bei diesem Anlaß den altrömischen, fast verschollenen Brauch, ein ver sacrum, einen „heiligen Frühling“ zu geloben, wieder ins Leben zu rufen. In Ausführung desselben wurde in alten Zeiten, um schwere Heimsuchungen abzuwenden, alles, was ein Frühling an Früchten oder Vieh und junger Mannschaft hervorbrachte, den Göttern geopfert, jedoch mit der Beschränkung, daß die junge Mannschaft erst, wenn sie erwachsen war, ausgetrieben wurde und sich eine neue Heimat suchen mußte. Im vorliegenden Falle wurde

die Erfüllung dieses Gelübdes dem Juppiter zugesagt, wenn auf fünf Jahre der Bestand des römischen Gemeinwesens gesichert bleibe. Weiter verlangten die Priester die Darbringung von Opfern in den Tempeln altrömischer und eingebürgerter italischer Gottheiten, die wir uns diesmal als nach griechischem Ritus vollzogen denken müssen. Eine glänzende öffentliche Bewirtung der zu sechs Paaren vereinigten, auf Kissen ruhenden Bilder der zwölf höchsten männlichen und weiblichen griechischen Gottheiten nach griechischem Muster (ein lectisternium), die der Schaulust der Menge reiche Befriedigung gewährte, vervollständigte die Reihe der bei dieser Gelegenheit getroffenen religiösen Veranstaltungen.

Um das Verständnis der griechischen Gottheiten dem Volke näher zu bringen, hatte man sie schon bei ihrer nach und nach erfolgten Einführung römischen Göttern gleichgesetzt, zum Teil ihnen deren römische Namen gegeben. Wie durch die erwähnte Übertragung griechischer Formen auf altrömische Kulthandlungen, so wurde durch diese Gleichsetzung römischer und griechischer Gottheiten eine entscheidende Wendung, die Hellenisierung der römischen Religion zum Abschluß gebracht und damit eine neue, die dritte Periode, die des allmählichen Verfalls der altrömischen Religionsvorstellungen, eingeleitet. An die Stelle der vorher scharf von einander getrennten di indigetes und di novensiles trat nun der Verband der „vereinigten Götter" (di consentes). Einen weiteren Schritt in derselben Richtung bedeutete es, daß die Tempel zweier ebenfalls in jenem Unglücksjahre auf Verfügung der Orakelbewahrer mit einem Kultus bedachten griechischen Göttinnen nicht mehr aus dem Bereich des von der Stadtmauer umfaßten Gebietes ausgeschlossen blieben, sondern sogar auf dem Kapitol errichtet wurden.

Die massenhafte Herübernahme griechischer Kunstwerke, vorzüglich nach der Einnahme von Syrakus, leistete dieser Bewegung weiteren Vorschub. Sie verfeinerte den Geschmack und Kunstsinn der Römer und beförderte zusammen mit der Anregung, die die glänzenden griechischen Kulte gaben, die Neigung, auch die heimischen Gottesdienste reicher zu gestalten, während gerade dem Volke mit der zunehmenden Lust an Spielen und anderen Schaustellungen gelegentlich der Götterfeste die umständlichen Bräuche der überkommenen Götterverehrung mit ihren langen, unverständlich gewordenen Gebetsformeln unbequem wurden. Zur Hellenisierung des Kults trug nicht wenig auch die gegen den Ausgang des dritten Jahrhunderts v. Chr. entstehende römische Literatur bei, die sich ganz an griechische Vorbilder anschloß. Es kam dahin, daß, da Namen und Kulte vieler alten Gottheiten nicht mehr verstanden wurden, jetzt, im Gegensatz zu vorher, die Bedeutung solcher halbvergessenen alteinheimischen Götter erst durch Gleichsetzung mit Gestalten der griechischen Sage, deren Züge den Gebildeten bereits geläufig waren, wieder zum Bewußtsein gebracht werden mußte. Höchstens vom Wesen der Haus- und Familiengötter hatten sich noch einigermaßen klare Vorstellungen erhalten.

Eine der in ihren Einwirkungen auf Zucht und Sitte des römischen Volkes verhängnisvollsten Maßregeln war die schließliche Einführung des Kults der „großen Göttermutter" Cybele aus Kleinasien. Die Gefahren, die der Dienst dieser Göttin, der zum ersten Male neben der griechischen Sinnlichkeit auch die orgiastischen Ausschreitungen orientalischer Kulte nach Rom führte, mit sich brachte, verhehlte sich der Senat nicht, aber alle einschränkenden Polizeimaßregeln konnten nicht hindern, daß neben der Plebs auch die höchsten Stände den Ehrentag der Göttin durch Schmausereien und andere Veranstaltungen feierlich begingen.

Als Träger und Bewahrer des göttlichen und menschlichen Rechtes hatten die Pontifices die Aufsicht nicht bloß über den Staatskult, sondern auch über solche Vorgänge des privaten Lebens, die der sakralen Weihe bedurften. Besonders machte jede Handlung des bürgerlichen Lebens, die eine Veränderung im sakralen Rechtsstande des sie Ausführenden zur Folge hatte, eine Beaufsichtigung und Teilnahme des obersten Priesterkollegiums nötig, so z. B. die confarreatio, der Übertritt der Frau in die Opfergemeinschaft mit dem Manne, die erst durch ein begleitendes Opfer und das Aussprechen „bestimmter und heiliger Worte" vor Priestern und Zeugen ihre Gültigkeit erhielt. Auch darauf war der Staat bedacht, daß einmal bestehende Rechtsansprüche von Göttern auf private Verehrung nicht vernachlässigt würden und nicht ihn wegen mangelhafter Ausübung seiner Pflicht der Beaufsichtung ein Vorwurf treffe, der den Zorn der betreffenden Götter auf das Gemeinwesen lenke: Beim Aussterben einer Familie suchten die Pontifices denjenigen, dem ihre Habe zufiel, willig zu machen, auch die sakralen Verpflichtungen jener Familie fortzuführen. So hatte der Staat dafür gesorgt, daß ein Verpflichteter da war, an den die Gottheit, falls er die übernommenen Obliegenheiten nicht erfüllte, sich mit ihren Ansprüchen halten konnte. Es ist begreiflich, daß die glücklichen Erben sich oft genug den mit dem Besitz ihnen zugefallenen Lasten durch allerlei Rechtskniffe zu entziehen wußten.

Trotz des vielseitigen Anteils, den die Priester an den wichtigen Ereignissen des privaten und öffentlichen Lebens nahmen, ging auch ihr Stand gegen den Ausgang des zweiten Jahrhunderts einem raschen Verfall entgegen. Auch bei ihnen schwand das Verständnis für die Bedeutung der alten Gottheiten und den Sinn der geheimnisvollen, das Opfer begleitenden Handlungen und Gebete. Desgleichen häuften sich die Klagen über die Mangelhaftigkei ihres Wissens in allen übrigen Zweigen ihres Dienstes. Ihre astronomischen Kenntnisse reichten nicht mehr hin, den Kalender und die darin angegebenen Festzeiten mit dem Verlaufe des wirklichen Jahres in Einklang zu bringen. Manche Opfer konnten nicht mehr dargebracht werden, wegen der Entfernung der dafür im Kalender festgesetzten von der natürlichen Jahreszeit. Dagegen spielten bei den Anordnungen der Priester vielfach politische Rücksichten eine Rolle, besonders seitdem im Jahre 103 das Gesetz durchging, daß der Ersatz für die aus den drei obersten Priesterkollegien ausscheidenden Mitglieder nicht mehr wie bisher durch Selbstergänzung, sondern aus einem vorgelegten Wahlaufsatze durch Volkswahlen zu schaffen sei, wodurch diese geistlichen Körperschaften ganz und gar in den Dienst des politischen Parteitreibens gezogen wurden.

Nachdem sich Varius mit geringem Erfolge bemüht hatte, durch Veröffentlichung seiner Untersuchungen über den altrömischen Gottesdienst erst einmal den Sinn für jene Dinge neu zu beleben, unternahm es Augustus, eine praktische Reform an Haupt und Gliedern durchzuführen. Was er vorfand, waren Überreste, deren Zustand vielfach eine Wiederaufrichtung nicht lohnte, sondern eine Erneuerung von Grund auf verlangten: Priestertümer seit langem unbesetzt, zahlreiche Tempel verfallen, Götter und ihre Kulte in Vergessenheit geraten, Feste außer Gebrauch gekommen. Gewachsen war nur die Beteiligung an den Spielen, deren Zahl sich zudem ins Ungemessene vermehrt hatte; aber das Bewußtsein von ihrem inneren Zusammenhange mit dem Gottesdienste war vollständig geschwunden. Was konnten aber Wiederherstellungsversuche fruchten, die ihrem innersten Wesen nach doch gerade darauf abzielten, mit der Vergangenheit, d. h. mit den Erinnerungen an die religiösen Einrichtungen der Republik zu brechen und den dem genius des Kaisers gewidmeten Kult zum Mittelpunkt des gesamten öffentlichen Gottesdienstes zu machen, um schließlich zur göttlichen Verehrung der Person des Kaisers selbst überzuleiten!

Nach und neben den griechischen Kulten drangen auch ägyptische und orientalische in die privaten wie in die staatlichen Religionsübungen ein, und jeder machte den Anspruch, im Alleinbesitz der Wahrheit zu sein und die anderen nur in dem Sinne fortbestehen zu lassen, daß sie in ihm aufgingen. So hatte das auftretende Christentum seinen eigentlichen Entscheidungskampf nicht mit der amtlich anerkannten altrömischen Religion, sondern mit jenen fremden Kulten zu bestehen. Daß von dieser Seite her seinem Vordringen die größere Gefahr drohe, dessen waren sich die literarischen

Vorkämpfer der neuen Lehre wohl bewußt: so lange ihre Angriffe nur den Ungereimtheiten des griechisch-römischen Götterglaubens galten, blieben sie innerlich ruhig, einen gereizten Ton schlugen sie erst an, sobald sie sich mit den im Grunde monotheistischen orientalischen Religionssystemen auseinander zu setzen hatten.

Wilh. Heymann.

Die russische Kirche.

Von G. Schönwald.

II.

3. Die politisch-rechtliche Organisation der russischen Staatskirche.

Der ökumenische Patriarch in Konstantinopel konservierte, wie oben bereits bemerkt, zu lange die Abhängigkeit der russischen Kirche von der griechisch-anatolischen, die doch keine innere Berechtigung mehr hatte. Die Frage der Einkünfte hat dabei erklärlicherweise eine große Rolle für ihn gespielt, Das Recht, den Russen ihre Bischöfe zu stellen, erwies sich zwar sehr früh für den Patriarchen als überlebt, aber an der Gewohnheit, den Metropoliten zu ernennen, hielt er unbeugsam fest. Obwohl nun die russischen Großfürsten im Ärger darüber, daß stets nur Griechen mit jener höchsten Würde betraut wurden, ständig daran arbeiteten, das Recht der Metropolitenwahl einer einheimischen Synode in die Hand zu geben, dauerte es selbst nach dem Fall von Konstantinopel an die Türken doch noch ein Jahrhundert, ehe ihre Bemühungen erfolgreich waren. Im 16. Jahrhundert gewann das Moskauer Großfürstentum einen starken Machtzuwachs durch den Zarentitel, den sich Iwan der Schreckliche beilegte. Seine Nachfolger befestigten ihre Macht durch die siegreichen Kämpfe mit den tatarischen Khanen. Von beiden Seiten sah man in diesen Kriegen den Kampf des Islam mit dem Christentum, Allahs mit dem Gott der Orthodoxen. Nun ward es auch dem Volke klar, daß der Zar des orthodoxen Rußland der Erwählte des wahren Gottes war. Hinzu kam die Verwandtschaft des Moskauer Großfürstengeschlechts mit dem byzantinischen Kaiserhause durch die Prinzessin Sophia, die Iwan III. geheiratet. Bald wurden den späteren Zaren ihre geschichtlichen Beziehungen zur orthodoxen Kirchenwelt wichtig. Moskau ward für sie das dritte Rom.

Die neue Kaiserstadt konnte nun natürlich nicht bloß einen Metropoliten haben. Zum Kaiser gehörte ein Patriarch. Er fand sich durch einen glücklichen Zufall, indem ein auf der Flucht vor den Türken in der Zarenstadt einkehrender byzantinischer Patriarch den Metropoliten von Moskau zur erwünschten Würde erhöhte und die Anerkennung dieses Aktes von seiten seiner Kirche erzwang.

Die Wechselbeziehungen zwischen Kaisern und Patriarchen schufen nun allerdings den ersteren manche Besorgnisse. Waren doch jene Kirchenoberhäupter mit nicht geringen weltlichen Befugnissen ausgestattet. Dem mächtigen Zaren Peter dem Großen erschien bei seinen Reformen der Patriarch von Moskau geradezu als der gegebenenfalls bedenklichste Gegner. Er faßte deshalb kurzer Hand den Entschluß, sich die Macht der Kirche ein für allemal dienstbar zu machen, indem er bei Gelegenheit der Erledigung des Patriarchenstuhles eine neue Kirchenverfassung schuf, die er so weit wie möglich in weltliche, vom Staat beherrschbare Formen überführte. Als ihn seine Bischöfe um Wiedereinsetzung eines Patriarchen baten, erklärte er, die Hand an die Brust schlagend: „da ist euer Patriarch", indem er dabei allerdings nicht jenen Kirchenfürsten ersetzen zu können meinte, aber doch den Gedanken an einen Patriarchen im Volke auszutilgen begann. Er setzte an Stelle des Patriarchats im Jahre 1721 den „allerheiligsten dirigierenden Synod".

Jene von Peter geschaffene Kirchenverfassung besteht noch heute zu Recht. Die Leitung der russischen Kirche, die sich als reine Staatskirche dokumentiert — ihr hoher Klerus besitzt direkt meßbare Würdestellung, indem die drei Metropoliten Generalsrang, die Inhaber der Eparchien zweiter Klasse (Erzbischöfe) Generalleutnantsrang usw. haben — ist danach wie folgt geartet: Der heilige Synod, der seinen Sitz in Petersburg hat, ist eine ständige Behörde und besteht aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern, die sämtlich vom Zaren ernannt werden. Der Metropolit von Petersburg hat stets den Vorsitz; ständige Mitglieder sind die Metropoliten von Kiew und Moskau und der Exarch von Georgien. Die weltlichen Mitglieder sind für diejenigen Funktionen der Kirche bestellt, welche direkt den Staat berühren. Den Kaiser vertritt der sogenannte Oberprokureur. Seine Zustimmung ist zu allen Beschlüssen erforderlich. Er gehört auch zum Ministerrate. Es gibt auf diese Weise keinen besonderen Kultusminister in Rußland. Damit steht der Synod allerdings nicht unter dem Ministerium, sondern direkt unter dem Kaiser. Seine Geschäftsobliegenheiten sind teils geistliche: Wahl der Bischöfe, Überwachung der Lehre und des Gottesdienstes (Zensur für alle religiöse Literatur), Prüfung der geschehenen Wunder, Entscheidung in Ehesachen, teils beziehen sie sich auf die äußere Kirchenverwaltung: Bildung des Klerus, Vermögensangelegenheiten u. s. f.

4. Die Mysterien und die Hierarchie.

Die anatolische Kirche ist nicht bloß in der byzantinischen Epoche, sondern auch später in Rußland — auch heute noch — wesentlich Kultusgemeinschaft. Was nicht direkt zum Kultus gehört, wird doch von diesem Gesichtspunkt mit bestimmt. In der alten katholischen „patristischen" Kirche war das Christentum neben der Kultusgemeinschaft, die es erzeugte, vor allem Weltanschauung, die freilich wieder auf Verwirklichung durch einen Kultus angelegt war. Ein großer Teil ihrer Lebensbetätigung zeigte sich in den Mysterien, jenen kirchlichen Handlungen, bei denen geheimnisvolle Naturkräfte durch die Kirche den Menschen zugänglich gemacht werden. In den Geisteskämpfen mit den alten Philosophenschulen hatte die patristische Kirche insofern gesiegt, als sie dieselben zwar nicht geistig überwand, aber durch ihren Kultus überflügelte. Was diese Kirche erkämpft, übernahm auf jenen Lorbeeren ausruhend die byzantinische und russische Kirche. Wenn man dann fragte, wiefern Christus die Offenbarung der Kraft und Herrlichkeit Gottes, der Überwinder des Todes und der Erneuerer des menschlichen Innern sei, so gab man nicht Antwort durch irgend welche Spekulation, sondern man forderte Proben. Gab es denn nicht besondere Stiftungen Gottes in seiner Kirche, Quellen des realen ewigen Lebens in der sterblich-sündigen Welt? Auf diese Weise gruppierte sich der Gottesdienst um die Wunder, die Gott für den Glauben tue, die der Christ, der Getaufte und zum Abendmahl berechtigte, spüre. Die anatolische Kirche weiß sich deshalb immer da, wo ihr Kultus rite vollzogen wird. Sie beschränkt sich immer mehr auf diesen und sucht noch heute ihre höchste Lebensbetätigung in den „Mysterien".

Ursprünglich war alles, was der christlichen Kirche an geistigem Besitz eigen war, ihre Lehre und ihre Institutionen, alles was sie von Gott hatte, ein Mysterium, etwas Geheimnisvolles. Späterhin verstand man unter Mysterien die ganz bestimmten kirchlichen Bräuche, die uns in der römischen Kirche unter der Bezeichnung Sakramente bekannt sind.

Die griechisch-russische Kirche zählt wie die römische sieben Sakramente: die Taufe, die Salbung mit dem Myron (dem heiligen Öle), die Eucharistie oder das Abendmahl, die Buße, das Gebetsöl (römische letzte Ölung), die Ehe, die Priesterweihe.

Die Kindertaufe verläuft noch in den Formen, die die Kirche der ersten Jahrhunderte für die Taufe von Erwachsenen ausgebildet hatte. Paten vertreten das Kind. Die alten Absagen an den Teufel, Zusagen an Christus, Glaubensbekenntnis und wiederholte Gebete und Formeln wider den Satan (Exorzismen) bilden den größeren Teil der Handlung. Das Taufwasser wird geweiht, indem es der Priester anhaucht und zugleich ein Kreuz darüber schlägt und ein Gebet

spricht, daß der Satan weiche und nicht etwa mit dem Täufling in das Wasser steigen möchte. Bevor das Kind untergetaucht wird, salbt es der Priester mit dem „Freudenöl“ am ganzen Körper. Die Handlung begleiten Gesänge und Responsorien.

Das Sakrament der Salbung mit dem Myron schließt sich unmittelbar an das der Taufe an. Beide bilden eigentlich ein und dieselbe Handlung. Wenn die Tauchung Sündenvergebung bezeichnen soll, wird die Salbung als den Empfang des Geistes versinnlichend aufgefaßt. Sie soll sittliche Kraftausrüstung für Bewahrung der in der Sündenvergebung erlangten Reinheit gewährleisten. Sie geschieht, nachdem der Täufling mit einem weißen Gewande bekleidet ist, an Kopf, Brust, Händen und Füßen.

Die Eucharistie (das Abendmahl) überbietet alle anderen Mysterien und nützt mehr als diese zur Erlangung des Heiles. Hier kommt Christus ganz zu dem Gläubigen. Geistig-leiblich, denkend-fühlend tritt dieser in Gemeinschaft mit dem Heiland. Christus ist sonst im Himmel; in der Eucharistie ist er auf Erden. In der Eucharistie verschwindet der Gegensatz von Himmel und Erde, von Zukunft und Gegenwart in einem Mysterium — nicht offensichtlich aber doch wirklich, in unbegreiflicher aber doch zweifelloser Weise. In der Lehre über das Abendmahl steht die orthodoxe Kirche der römischen sehr nahe. Auch den Begriff der wunderhaften Wandlung der Elemente in Leib und Blut des Erlösers, die Transsubstantiation, hat sie sich angeeignet. Als Differenz gegen die römische Kirche bleiben nur bestehen: die Verwendung von gesäuertem statt ungesäuertem Brot und die Anwendung eines Gebets als des Mittels der Wandlung anstatt der Rezitation der Einsetzungsworte.

Das Mysterium der Buße (Beichte) ist die Vorbedingung der Teilnahme an der Eucharistie. Sie ist die Gewähr, daß man sich würdig am Abendmahl beteiligt. Die Lehre über die Buße entspricht ganz den Ideen der römischen Kirche. Natürlich darf nur ein Priester Absolution erteilen und die Kirchenstrafen: Gebete, Almosen, Fasten, Besuch heiliger Orte, auferlegen.

Das „Gebetsöl“ ist weniger als die römische „letzte Ölung“ als eine Bereitung zum Sterben gedacht. Vielmehr gilt es als eine Stärkung des Kranken und auch als ein Mittel der Heilung. Es schließt sich somit direkt an Jac. 5, 14, 15 an. Trotzdem fällt in der populären Praxis seine Bedeutung mit der römischen völlig zusammen.

Der Segen der Ehe besteht in der anatolischen Kirche darin, daß der Mensch vor der Gefahr der Unzucht geschützt werde und zu legitimer Kindererzeugung gelange, und daß die Gatten im Fall von Unglück und Krankheit einander treue Genossen seien. Die russische Kirche hat ein reich entwickeltes Eherecht. Der Ehehindernisse sind viele. Andersgläubige zu heiraten war lange strikt verboten, doch mußte die Kirche allmählich in der Praxis viel nachsehen. Sogar die Ehe niederer Kleriker mit einer andersgläubigen Frau war nicht immer absolut ausgeschlossen. Die neuere Staatsgesetzgebung hält darauf, daß die Kinder aus Mischehen sämtlich orthodox erzogen werden. Nicht nur verschiedene leibliche Verwandtschaftsgrade können eine Ehe hindern, sondern auch die sog. geistliche Verwandtschaft. Der Taufpate darf nicht die Mutter des Täuflings, der Sohn desselben nicht den Täufling oder dessen Mutter heiraten. Die Kirche schützt diese geistliche Verwandtschaft sogar noch strenger als die leibliche und statuiert hier auch noch im achten Grade ein Verbot. Kirchliche Schwierigkeiten entstehen auch in Rußland bei Eingehung mehrerer Ehen. Schon die zweite Heirat wird mit Kirchenbußen belegt, die vierte als Unzucht angesehen. Zeitweise war auch schon die dritte Wiederverehelichung verboten. Die Zeremonien der Eheschließung zerfallen in Verlöbnis und eigentliche Vermählung, die einander bald folgen. Bei der Verlobungsfeier findet unter längeren Gebeten der Ringwechsel statt, bei der eigentlichen Trauung eine Krönung der Eheleute.

Daß die orthodoxe Kirche aus der Priesterweihe den sog. character indelebilis ableite wie die römische, ist unwahrscheinlich. Der aus seinem Stande ausgestoßene Priester dürfte als Laie betrachtet werden. Trotz der scharfen, naturhaften Unterscheidung vom Laien tritt nämlich der Priester der anatolischen Kirche demselben auch selbst bei Vollziehung der Mysterien nie persönlich entgegen, als ob er der eigentlich spendende sei. Er bleibt hinter dem Mysterium zurück. Gott selbst soll als der Redende und Gebende erscheinen. Der Priester erklärt nur, daß dieses und jenes statthabe und geht alsbald zu einem Gebet über. In diesem Unpersönlichen in der Stellung auch des höchsten Priesters liegt der Unterschied der anatolischen Vorstellung über die Hierarchie von der römischen.

Trotzdem entspricht natürlich die Stellung des russischen Klerus der allgemeinen Idee von der Kirche. Er ist Inhaber derjenigen Kräfte, durch welche die Kirche erhalten und immer wieder erzeugt wird. Jeder Einzelne muß sich um sein Heil selbst kümmern, es verdienen, aber der Priester mit seiner Hütung der rechten Lehre und der Verwaltung der Mysterien ist und bleibt das Organ, dessen er sich zu bedienen hat. Die Weihe grenzt den Klerus von den Laien ab. Sie stammt von Christus, der einst selber die Apostel als die erste Hierarchie ausgesondert. Der Unterschied des Priesters vom Gemeindeglied ist im wesentlichen derselbe wie in der römischen Kirche. Der klerikalen Person eignen gewisse geheimnisvoll begründete Naturqualitäten. Durch die Weihe ergeht nicht sowohl ein Auftrag an den Priester, es strömt vielmehr eine Kraft auf ihn über. Er ist heilig vor den anderen Menschen. In ihm verbindet sich himmlisches, göttliches Leben mit dem menschlichen. Sein Stand bildet die lebendige Mittelstufe zwischen der Menschen- und der Gotteswelt. Er reiht sich den Engeln an, deren Stellung er zum Teil sogar noch überstrahlt. Die übernatürliche Gestaltung der priesterlichen Persönlichkeit erstreckt sich n i c h t auch auf das sittliche Leben. Dieses ist für ihn ebenso wie beim „Volk“ unter eigener Betätigung und unter Mitwirkung der Mysteriengnade Gottes zu gewinnendes Ziel. Dem Popen, der heute sinnlos berauscht von seinen Bauern nach Hause geschleift wird, braucht morgen nicht das geringste an Würdigkeit zu fehlen zur wirkungskräftigen Verwaltung der heiligen Mysterien. Das Gewand macht den Kleriker. Innerhalb des Gottesdienstes in ihrer entsprechenden Tracht sind die Geistlichen Gegenstand der Verehrung für den Laien. Auch der ärmste Pope ist in der Liturgie geachtet „wie ein Engel“. Auf der Straße ist er verachtet und gelegentlichem Mutwillen der Bauern preisgegeben. Es gilt als übles Omen, einem Popen früh auf der Straße zu begegnen. Man spuckt alsbald dreimal aus.

Die hierarchischen Rangklassen sind nicht sehr mannigfaltig. Auch hier ist der Abstand ein naturartiger. Nicht die größeren Gaben der Leitung begründen das Wesen des höheren hierarchischen Ranges, sondern die intensivere sakrale Kraft. Man unterscheidet von geweihten Personen drei Arten: den Diakon (Subdiakon, Lektor, Küster, Sänger), den einfachen Priester (Pope und deren Aufseher Protopopen oder Protoierei), den Bischof. Der Diakon hat bei der Eucharistie — dem erhabensten aller Mysterien — nur vorbereitende und begleitende Funktionen. Der Priester vollzieht die Mysterien selbst, ist aber bei der Eucharistie eigentlich jedesmal nur Vertreter des Bischofs. Dem Bischof ist die Priester- und Altarweihe allein vorbehalten. Die Rangstufen innerhalb des Episkopats haben keine sakrale Bedeutung. War doch im Anfang der Unterschied eines Metropoliten, Patriarchen, Exarchen, Bischofs durch politische Gesichtspunkte bestimmt gewesen.

Die russischen Kleriker sind bekanntlich zum Teil verheiratet. Jedes Mitglied des sogenannten niederen Klerus bis zum Priester muß — vor der Weihe — in die Ehe getreten sein, darf sich aber niemals zum zweiten Mal verheiraten. Umgekehrt müssen die höheren Geistlichen auf die Ehe verzichten. Der Bischof wird daher der Regel nach aus dem Mönchsstande („schwarze Geistlichkeit“) genommen,

darf aber, sofern er aus den Weltpriestern („weiße Geistlichkeit") hervorgegangen, verheiratet gewesen, bezw. noch verheiratet sein. Von seiner Bischofswahl an muß er enthaltsam leben, d. h. die Gattin muß in ein Kloster gehen.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse der russischen Geistlichkeit stehen im Zusammenhang mit der Entwicklung der Klassenvorrechte. Der Weltklerus wurde allmählich zur Kaste; denn der Bauer war Höriger des Adligen, der ihn nicht losließ, und dieser wiederum wollte durch Übertritt in den Priesterstand nicht seiner Vorrechte verlustig gehen. Auf diese Weise ersetzten sich die Popen immer wieder aus den Popensöhnen. Dieselben mochten keine Hörige, aber konnten keine Adelige heiraten. So ehelichte der junge Pope gewöhnlich die Tochter seines speziellen Amtsvorgängers. Dadurch wurde die Ortspriesterei in der weiblichen Linie erblich. Da auch die Klostergeistlichen und damit die höheren Kleriker sich zumeist aus Priestersöhnen, sowie aus dem Stande der freien Kleinbürger ergänzten und jedenfalls nicht aus dem Adel, so ist die hohe Hierarchie in Rußland auch heute noch nicht eigentlich „vornehm". Die Frauen der Popen sind ungebildet. Der Priester, der sich auf Abgaben oder persönliche Dienstleistungen der Bauern angewiesen sieht, ist in eine unwürdige Abhängigkeit von der Gemeinde versetzt. Er wird häufig der Genosse der Bauern in der Branntweinschenke. Alle geistlichen Verrichtungen werden speziell bezahlt. Da feste Taxen nicht durchgeführt sind, besteht ein stetiges Feilschen um das Heilige.

Die Schulen für die Geistlichkeit zerfallen in drei Stufen: Parochial- oder Distriktsschulen (von dem Wert unserer Elementarschulen), Seminarien (Alumnate mit Gymnasialzielen), Akademien, d. h. theologische Fakultäten ohne Zusammenhang mit den Universitäten (in Kiew, Moskau, Petersburg und Kasan). Der Diakon reicht aus mit dem Elementarwissen; die unter ihm befindlichen Stufen brauchen auch dieses nicht. Der Durchschnittspope hat Seminarbildung. Wer Protopop oder Bischof werden will, muß akademische Bildung erwerben. Die Bibel oder die Kirchenväter im Urtext lesen zu können, ist ein Zeichen akademischer Bildung. Für den Popen genügt es, daß er die Kirchensprache, das Altbulgarische, verstehe. Am meisten Fleiß muß er auf genaue Erlernung des Rituals verwenden, da in den Gottesdiensten die Predigt eine sehr untergeordnete Rolle spielt.

Vom Büchertisch.

Eingesandte Literatur.

(Alle eingesandten Bücher werden an dieser Stelle aufgeführt; über die Besprechung nicht verlangter behalten wir uns die Entscheidung vor. Eine Rücksendung kann in keinem Falle erfolgen.)

Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion. Herausgegeben von Prof. D. A. Deißmann, Prof. D. Dr. A. Dorner, Prof. D. Dr. R. Eucken, Prof. D. H. Gunkel, Prof. D. Dr. W. Herrmann, Superintendent D. F. Meyer, Prof. Lic. D. Dr. W. Rein, Prof. Dr. L. v. Schröder, Lic. G. Traub, Prof. Lic. Dr. G. Wobbermin. München 1905. J. F. Lehmanns Verlag. 25 Bogen gr. 8⁰. Preis geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.

Das Jenseits im Lichte der Politik und der modernen Weltanschauung. Von Prof. Dr. Max Haushofer. München. J. F. Lehmann. 1905. 46 S. Preis 1 Mk.

Vom künftigen Gott und seinem Kult. Ein erstes Wort. Von Dr. Joh. Moltmann. Leipzig. Otto Wigand. 1904. 83 S. Preis 90 Pfg.

Der Syllabus, seine Autorität und Tragweite. Von Graf v. Hoensbroech. München. J. F. Lehmanns Verlag. Preis 2 Mk. 122 S.

My Pilgrimage from Calvinism to Unitarianism. An account of spiritual experience by Alexander Webster Minister of the Unitarian Church. Aberdeen. London. Philip Green. 104 S. 5. Essex street Strand. 1904.

The First three Gospels Their Origin and Relations by J. Estlin Carpenter, M. A. London. The British and Foreign Unitarian Association Essex Hall, Essex Street, Strand.

The Supremacy of Jesus by Joseph Henry Crooker. Boston. American Unitarian Association 1904. 186 S. 80 cents net.

Zum Totenfest. „Ich bin bereit." Aus den hinterlassenen Predigten des Pfarrers Karl Lühr. Gotha. Verlag von E. F. Thienemann. 1904. Preis 30 Pfg.

Aus unseren vier Wänden. Ein Buch für Mütter von Laura Frost. Berlin. C. A. Schwetschke & Sohn. 1904. 194 S. Preis 4 Mk. u. 4.80 Mk.

Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. Von Graf von Hoensbroech. Volksausgabe (11.—20. Tausend). Leipzig. Breitkopf und Härtel. 1904. 180 S.

„Seelenfrieden!" Ein Jahrgang neuer Epistel-Predigten über die von der Eisenacher Konferenz deutscher evangelischer Kirchenregierungen zusammengestellten neuen Epistel-Perikopen von Bruno von Hülsen, Pastor am Westpreußischen Diakonissen-Mutterhause zu Danzig, früher Pfarrer in Deutsch-Eylau (Wstpr.). Leipzig. G. Strübig (M. Altmann). 1905. 412 S. Preis 5 Mk., geb. 6 Mk.

Gib mir, mein Sohn, dein Herz. Eine Sammlung kurzer evangelischer Schulandachten, insbesondere für höhere Lehranstalten. Herausgegeben von Dr. Paul Ahrend, Gymnasialoberlehrer und cand. min. am städtischen Gymnasium zu Viersen (Rheinpr.). Leipzig. G. Strübig (M. Altmann). 1904. 150 S. Preis 2 Mk., geb. 2.50 Mk.

Die kirchliche Erziehung im Konfirmanden-Unterricht. Kurze Winke für die Praxis des Konfirmanden-Unterrichts von Joachim Hinkel. Braunschweig u. Leipzig. Hellmuth Wollermann. 1904. 30 Pfg. 24 S.

Rückblicke eines Schlesischen Geistlichen auf seine 43jährige Amtszeit, von Prox, Superintendent a. D. Halle a. S. Richard Mühlmann (Max Grosse). 1904. 92 S. Preis 1.60 Mk.

Religionsgeschichtliche Volksbücher. Herausgegeben von Fr. Michael Schiele-Marburg. 1. Reihe, 2./3. Heft: Jesus von Prof. D. Wilh. Bousset-Göttingen. Halle a. S. 1904. Gebauer & Schwetschke. 103 S. Preis 60 Pfg., kart. 80 Pfg., geb. 1 Mk.

Unabhängiges Christentum. Von Paul Graue, Pastor an der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin. Berlin. Alexander Duncker. 1904. 160 S. Preis 2 Mk., geb. 3 Mk.

Zum Religionsunterricht an höheren Schulen von Dr. phil. Franz Heuck, Oberlehrer am Friedrich Werderschen Gymnasium in Berlin. Berlin. Alexander Duncker. 1904. Preis 1 Mk.

Die biblische Urgeschichte 1. Mose 1—12. Gemeinverständlich dargestellt von D. J. Meinhold, Professor der evangelischen Theologie in Bonn. Bonn 1904. A. Markus & E. Weber. 160 u 16 S. Preis 2.60 Mk.

Gott in uns und Gott außer uns. Eine Existenzfrage für die religiöse Gewißheit, beleuchtet von Prof. Dr. Paul Schwartzkopff. Halle a. S. und Bremen. C. Fr. Müller. 1905. 56 S. Preis 1 Mk.

Die Diaspora der Brüdergemeine in Deutschland. Ein Beitrag zu der Geschichte der evangelischen Kirche Deutschlands von D. Steinecke. Erster Teil: Allgemeines über die Diaspora. Halle a. S. Richard Mühlmann (Max Grosse). 1905. 97 S. Preis 2 Mk.

Die Khevenhüller. Epische Dichtung aus der Zeit der Gegenreformation Österreichs. Von Ludwig Jahn. Klagenfurt 1905. Ferd. v. Kleinmayr. 140 S. Preis 2.40 Kr.

Ungehaltene Predigten eines Altmodischen. Von Nathanael Jünger. Halle a. S. C. Fr. Müller. 1905. 272 S. Preis 3 Mk.

Führer durch das Kirchliche Berlin 1904/5. Berlin 1904. 127 S. Müller (E. Lützkendorf). Preis 50 Pfg.

Heitere Bilder aus dem Bodenstedter Pfarrhause. Von Luise Koppen. Berlin. Trowitzsch & Sohn. 1904. 250 S. Preis 2.40 Mk., geb. 3 Mk.

Paulus, der Mensch und sein Werk: Die Anfänge des Christentums, der Kirche und des Dogmas. Von Heinrich Weinel, außerordentlicher Professor der Theologie zu Jena. Tübingen. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1904. Preis 3 Mk., geb. 4 Mk. 316 S.

Das Leben unseres Heilandes. Von Wilh. Thiele, Pfarrer an der Erlöserkirche in Potsdam. Mit Bildern von Rud. Schäfer. Hamburg. Gustav Schlößmann.

Ethik. Von D. W. Herrmann, Professor der Theologie an der Universität Marburg. 3. Aufl. (Grundriß der Theologischen Wissenschaften XV.) Tübingen. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1904. 216 S. Preis 3.60 Mk., geb. 4 60 Mk.

Türmer-Jahrbuch 1905. Herausgeber Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß. Stuttgart. Greiner & Pfeiffer. 660 S. Preis 8 Mk.

Neue Konfirmationsscheine.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die moderne künstlerische Geschmacksrichtung, die sich wie überall so auch in der modernen Buchausstattung die Herrschaft erobert hat, auch da Eingang finde, wo die kirchliche Praxis auf ornamentalen Schmuck angewiesen ist. Ein erster Versuch, auch die Scheine, auf denen wir unseren Konfirmanden ein schönes Gedenkwort zur Erinnerung an ihre Jugendweihe mitgeben, im Stile moderner Kunst zu halten, liegt vor mir. Die Scheine, auf gutem Karton gedruckt, haben das Format 22 : 17. Von grauem Grunde hebt sich ein äußerst zierliches Gewinde von Zweigen und Blättern ab, die oben rechts und links je sechs Blüten weißer und roter wilder Rosen tragen. Dieses geschmackvoll stilisierte, in der Farbe dezent gehaltene Sujet bildet die Umrahmung, in die jeder Konsument nach eigenem Belieben sich das Formular zu den Segenssprüchen aufdrucken lassen kann. Vorausgesetzt ist, daß der Denkspruch vom Geistlichen selbst aufgeschrieben wird. Dafür steht ein Raum von 4—5 Zeilen mit je 5 Zentimeter Breite zur Verfügung. Kirchliche Symbole sind auf dem Scheine vermieden, dagegen ist am Kopf des Ornaments ein Raum freigelassen, in den der Prediger auf Wunsch eine Ansicht seiner Kirche einsetzen lassen kann, was einen einmaligen Kostenzuschlag von ℳ 10 für das Cliché verursacht. Es ist zu diesem Zweck nur die Einsendung einer Photographie oder Ansichtskarte der Kirche (in beliebigem Format) an den Verlag erforderlich. Die Preise hat der Verleger so niedrig wie nur möglich gestellt: 100 Stück 10 ℳ, 200 Stück 14 ℳ u. s. f., 500 Stück 25 ℳ. Dann jedes weitere Hundert 3 ℳ. Der Verleger, die Oehlersche Buch- und Kunstdruckerei (Paul Kostenbader) in Heilbronn a. N. (Titotstr. 11a), ist zu portofreien Probesendungen gern bereit und wir können allen denen, die den Konfirmanden ihren Segensspruch in gediegener und geschmackvoller, von veralteten kirchlichen Symbolen freier Ausstattung zu geben wünschen, das Unternehmen des Oehlerschen Verlags nur aufs wärmste empfehlen

---

Herausgeber: Pastor R. Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Georg

Protestantenblatt

Beilage Nr. 9.

Bremen
Berlin.

25. Februar 1905.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Kundgebung des Deutschen Protestantenvereins. — Die moderne Gemeinschaftsbewegung in Deutschland. III. — Aus der inneren Geschichte Bayerns im 19. Jahrhundert. — Königreich Sachsen. — Nachrichten. — Anzeigen.

Kundgebung des Deutschen Protestantenvereins.

Berlin, 10. Febr. 1905.

Die Öffentlichkeit beschäftigt sich mit der Absetzung des Pfarrers Schmalz vom Diakonissenhaus in Ludwigslust durch das Mecklenburgische Landeskonsistorium wegen unklarer Stellung zu den Lehren von der Jungfrauengeburt und der leiblichen Auferstehung; mit dem Vorgehen gegen den Pfarrer an St. Marcus in Berlin, D. Max Fischer durch das Brandenburgische Konsistorium wegen seines Vortrages auf dem 22. Deutschen Protestantentage und mit der Zurückweisung des Pfarrers Heyn aus Greifswald von einer Berliner Pfarrstelle durch dieselbe Behörde wegen einiger Äußerungen in einem gedruckten Predigtbuche.

Die in diesen Fällen ergangenen Entscheidungen der Kirchenbehörden gehen in ihrer Bedeutung über die Personen und Gemeinden der betroffenen Pfarrer weit hinaus und sind geeignet, dem religiösen und kirchlichen Leben unseres Volkes schweren Schaden zuzufügen. An die Stelle des Evangeliums setzen sie ein dogmatisches Lehrgesetz und der reformatorische Grundsatz der freien Forschung in der H. Schrift verliert dadurch für Predigt und Unterricht seine Geltung. Die Gemeinden haben in ihren Predigern Männer zu sehen, welche nur eine von der Kirchenbehörde vorgeschriebene Lehre zu predigen und zu lehren haben, mag ihre persönliche Überzeugung mit dieser übereinstimmen oder nicht. Das Vertrauen der Gemeinden zur Wahrhaftigkeit ihrer Prediger wird untergraben. Den mit der Orthodoxie zerfallenen Gliedern der Kirche, die doch mit ihrer vollen Überzeugung evangelische Christen sein wollen und sind, wird das Recht genommen, in der Kirche Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse zu erwarten. Ihre heiligsten Rechte in der Kirche werden ihnen genommen, die Vertiefung des evangelischen Glaubens und Lebens über das Dogma hinaus wird zur Unmöglichkeit. Die Kluft zwischen der evangelischen Kirche und den religiösen Bedürfnissen weiter Kreise unseres Volkes wird immer größer; den ungezählten Scharen der Zweifelnden und Suchenden in unserer nach religiöser Erkenntnis ringenden Zeit hat die Kirche nichts mehr zu bieten.

Um unseres Volkes und um unserer Kirche willen erheben wir Einspruch gegen jene Entscheidungen im Namen der evangelischen Freiheit und der evangelischen Wahrheit. Wir sind überzeugt, daß wir damit nur für das Erstarken der Kirche und für die Förderung des religiösen und sittlichen Lebens unserer Nation eintreten.

Der Deutsche Protestantenverein begrüßt die Erklärung von Geistlichen der preußischen Landeskirche, die der Gemeinde bezeugen, daß sie nicht gewillt sind, das Recht eigener theologischer Überzeugungsbildung aufzugeben und ihre Pflicht wahrhaftiger Überzeugungsaussprache zu verletzen, sowie die Kundgebungen der Berliner Gesinnungsgenossen, die deren Entschlossenheit, ihr Recht in der Kirche zu wahren, erkennen lassen. Er richtet an alle Glieder der evangelischen Kirche die ernste Mahnung, sich der wahren Art evangelischen Glaubens gegenüber parteimäßiger Gläubigkeit klar bewußt zu bleiben und sich durch die behördlichen Maßnahmen die Freude an unserer Kirche und an der Mitarbeit — zu deren Ausgestaltung im Geiste der Reformation — nicht verkümmern zu lassen. An die Kirchenbehörden aber richtet er die Bitte, angesichts der großen Gefahren, die unserem Volksleben vom Ultramontanismus und vom Materialismus drohen, die Einigkeit im Geist in den Gemeinden zu fördern, mannigfaltige Gaben und Kräfte aber, sofern sie nur der Gemeinde dienen wollen, frei walten zu lassen im Glauben an den Geist der Wahrheit, der uns in alle Wahrheit führen wird.

„Der Herr ist der Geist; wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit."

Der Vorstand und der ständige Ausschuß des Deutschen Protestantenvereins.

K. Schrader, Präsident. D. J. Websky, Schriftführer.

Die moderne Gemeinschaftsbewegung in Deutschland.

III.

Noch ein Zweig der Bewegung muß hier erwähnt werden: der „Jugendbund für entschiedenes Christentum". Er hat seine Geschichte und seine Organisation für sich, will der Gemeinschaft dienen, aber wacht so eifersüchtig über seiner Selbständigkeit, daß er ihr bisweilen gefährlich oder wenigstens unbequem zu werden droht. Immerhin rekrutieren sich, wo er besteht, die Gemeinschaften jedenfalls zu einem Teil aus ihm. Sein Ziel ist: „völlige Hingabe von Herz und Leben jedes Mitgliedes an unsern Herrn Jesus Christus". Der Eintretende muß ein umfassendes Gelübde ablegen: „Es soll mein ernstes Bestreben sein, allezeit zu tun, was meinem Herrn und Heiland wohlgefällt und einen wahrhaft christlichen Wandel, besonders in Erfüllung aller täglichen Berufspflichten, zu führen; . . . jeden Tag zu beten und Gottes Wort zu lesen, . . . die Gottesdienste (der Gemeinde) zu besuchen, . . . in den Gebetsversammlungen (des Bundes) immer anwesend zu sein und an denselben nicht nur durch Gesang, sondern auch in anderer Weise tätigen Anteil zu nehmen. . . ." Schweigt jemand in der Gebetsversammlung längere Zeit, so wird ihm eine Karte zur Unterschrift vorgelegt, in der er auf seine Verpflichtung hingewiesen wird. Wer sich weigert, ist entlassen. Das Gelübde wird regelmäßig feierlich erneuert in den „Weihestunden", die die „Krone des Endeavourtums" genannt werden. Es folgen Schriftverlesung, Gebete und Gesänge auf einander, dann: „Ja, ein solcher Heiland, wie wir ihn haben, ist es wahrlich wert, daß wir seinen Namen erklären auf Erden"; dann Ps. 23, Gebet, Gesang und Verlesung der Liste. Entweder ist ein einfaches „hier" schon Bestätigung des Gelübdes, oder ein kurzes Gebet, Spruch usw. wird hinzugefügt.

Ohne Entschuldigung Fehlende werden gestrichen. Auffallend, und wohl nur durch die amerikanische Herkunft dieses „Endeavourtums“ erklärlich ist, daß Männlein und Weiblein hier nicht grundsätzlich getrennt sind, und sogar die Leitung zwischen den Geschlechtern wechselt. Übrigens gehören auch Verheiratete noch diesen Bündnissen an.*)

Die anderen Vereinigungen von Berufs- oder Standesgenossen seien nur aufgezählt. 12—1300 Lehrer sind in der Westdeutschen, Norddeutschen, Ostdeutschen, Sächsischen, Schlesischen und Württembergischen Lehrergemeinschaft vereinigt. Von der bekannten großen Studentenbewegung in England-Amerika aus ist der Studenten-Missionsbund für Deutschland (1896) herübergekommen. Er steht in organischer Verbindung mit der 1889/90 gegründeten deutschen, christlichen Studentenvereinigung, die seit 1895 etwas größere Fortschritte macht. Seit 1901 existiert eine Konferenz „gläubiger Kaufleute“, seit 1900 eine solche „gläubiger Eisenbahner“, seit 1903 eine Konferenz „gläubiger Bäcker“. Seit 1900 besteht auch ein Frauenmissionsgebetbund mit über 1200 Mitgliedern, aus dessen Reihen schon manche Diakonissin und Missionarin hervorgegangen ist, dessen Zweck aber in erster Linie „Erweckung und Vertiefung des Glaubenslebens in unseren Kreisen ist“. Im Zusammenhang mit ihm steht das Bibelhaus in der Malche bei Freienwalde a. O., in dem Frauen und Mädchen zu Missionsarbeiterinnen ausgebildet werden, um im Anschluß an jede Gesellschaft, die ihrer bedarf, in der Heimat oder draußen zu arbeiten. Zweifellos ist ein solches Frauenmissionsseminar bei der steigenden Zahl unverheirateter Missionarinnen und dem rapide steigenden Bedürfnis nach solchen geradezu eine Notwendigkeit. Um so unsympathischer berührt die Gründung von selbständigen Missionsgesellschaften, die sich anspruchvoll „Glaubensmissionen“ nennen. So besonders die Kieler China-Inlandmission, während bereits 1882 die Neukirchener Mission von Gemeinschaftskreisen gegründet war. Die Gründung eines eigenen Gemeinschaftsdiakonissenhauses in Vandsburg in Westpreußen (1899) dagegen scheint sich damit rechtfertigen zu können, daß sonst die weibliche Jugend der östlichen Gemeinschaftskreise dem Diakonissendienst überhaupt entzogen werden würde. Die alten Diakonissenhäuser stehen nämlich im Osten der Bewegung durchweg ablehnend gegenüber und die Arbeit der dortigen Schwestern erscheint den Gemeinschaftskreisen zu äußerlich. Ihre technische Ausbildung erhalten die Vandsburger in der Charité zu Berlin.

So sehr demnach die organisierte Tätigkeit im Vordergrund steht, so sehr wird auf der anderen Seite doch wieder betont, daß alles dies der inneren Erstarkung und Vertiefung dienen soll. „Das Hauptwerk unserer Gemeinschaft — sagt Pückler — ist ihr Selbstzweck, daß sie nämlich Gemeinschaft ist. . . . Vereine haben wir immer gehabt, aber keine Gemeinschaften. Das ist ein großes Werk, in dieser Stadt, eine Gemeinschaft solcher zu haben, die wirklich beten und Gott dienen, die von Herzen dem Heiland angehören, und wo einer den anderen zu fördern sucht auf dem Wege zum Leben.“ Daher kommt es denn, daß die Konferenzen in der ganzen Bewegung eine so große Rolle spielen. Sie dienen nie bloß der Verständigung über die Arbeit, sondern immer zugleich, und oft nur der gemeinsamen Vertiefung. Darum ist es das Hauptbestreben bei allen Konferenzen, daß ein lebendiges Spüren der Gegenwart Gottes die Versammelten durchweht und verbindet. Als in Gnadau 1902 die Debatte über den von P. Paul vorgetragenen Perfektionismus hitzig wurde, brach man ab, einigte sich im Gebet, und setzte dann die Diskussion ruhig und sachlich fort, ohne die Gegensätze zu vertuschen. Darauf beruht ja in der Tat die Kraft und der große Erfolg der Bewegung, daß sie von einem Geist und von dem lebendigen Gefühl inniger Zusammengehörigkeit getragen wird.

*) Nach Fleisch a. a. O.

Aus der inneren Geschichte Bayerns im 19. Jahrhundert.

Während der Ultramontanismus im Reich nicht durch die Zahl seiner parlamentarischen Vertreter, sondern durch eine verwunderliche Konstellation der politischen Parteien, insbesondere durch den grenzenlosen Unverstand der Sozialdemokratie, eine dominierende Stellung einnimmt, verfügt er in Bayern über eine beträchtliche, bei der nächsten Wahl voraussichtlich noch wachsende Landtagsmajorität und über ein Ministerium, das trotz einiger protestantischer Mitglieder auf jede antiultramontane Politik verzichtet hat und, vor jedem Stirnrunzeln der Zentrumsmänner zitternd, sich die Erfüllung der klerikalen Wünsche angelegen sein läßt. Bayern ist im Begriff ein ultramontaner Musterstaat, das Paradigma eines vom Segen der Zentrumsherrschaft überschütteten politischen Gemeinwesens zu werden. Damit ist es der Gegenstand allgemeineren Interesses geworden. Diesem Interesse wollen wir etwas entgegenkommen durch einen historischen Rückblick, dem wir eine zwanglose Folge von Artikeln widmen.

I.

Die Umbildung des konfessionellen in einen paritätischen Staat.*)

Das 18. Jahrhundert war das Jahrhundert der Aufklärung. Die große geistige Bewegung, die wir mit diesem Namen bezeichnen, — eine Bewegung, die allenthalben eine Erweichung der konfessionellen Gegensätze zur Folge hatte, — ging an dem von der Außenwelt völlig abgesperrten Kurfürstentum Bayern spurlos vorüber. Während sogar im habsburgischen Österreich das alte System fiel und das Toleranzpatent Josephs II. (1781) religiöse Duldung gewährte, blieb Bayern bis zur Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert ein streng katholischer Staat. Zwar hatten seine Fürsten von alters her der Kirche gegenüber die staatlichen Hoheitsrechte nachdrücklich behauptet und erfolgreich vermehrt, aber sie hatten auch — gewissermaßen als Entschädigung dafür — zur Freude der römischen Kurie die Staatsgewalt unbedingt zur Verfügung gestellt, wo es galt, den Anspruch der Kirche auf Beherrschung des geistigen und sittlichen Lebens verwirklichen zu helfen.

Der Katholizismus war ohne Einschränkung Staatsreligion. Einem anderen Bekenntnis anzugehören, war verboten. Mitgliedern anderer Konfessionen war der Aufenthalt im Kurfürstentum untersagt. Bayerische Untertanen, die längere Zeit im Auslande geweilt hatten, wurden nach ihrer Rückkehr einer strengen Prüfung der religiösen Überzeugungen unterworfen. Das religiös-kirchliche Leben der Lehrer, Offiziere und Beamten aller Grade, die regelmäßig auf das Tridentinische Glaubensbekenntnis verpflichtet wurden, unterstand einer genauen Beaufsichtigung. In München befindet sich heute noch das Attest, das einem Hauptmann darüber ausgefertigt wurde, daß er an der österlichen Beichte teilgenommen habe und somit zur Beförderung geeignet sei. Der Unterricht war fast völlig in der Hand der Jesuiten, die nicht bloß an der Landesuniversität Ingolstadt, sondern auch an den übrigen Schulen, namentlich an den Gymnasien, das Hauptkontingent des Lehrpersonals stellten. Strengstens wurde die Zensur der Druckwerke gehandhabt. Bücher nichtkatholischer Autoren, selbst wenn sie weltliche Gegenstände behandelten, durften überhaupt nicht ins Land.

Trotzdem stand es nach dem Zeugnis der Zeitgenossen mit dem religiösen und sittlichen Leben allenthalben schlimm genug. Unter den Geistlichen und Mönchen herrschte freche Zuchtlosigkeit, unter dem gemeinen Volk Unwissenheit und roher Aberglaube, am kurfürstlichen Hofe (zumal unter dem genußfrohen Karl Theodor, 1777—1799) Heuchelei

*) Vergl. Sicherer: Staat und Kirche in Bayern von 1799 bis 1821, München 1873. Döderlein: Religionsedikt und Konkordat in Bayern, 2 Vorträge, Augsburg 1889.

und Bigotterie. Bezeichnend für den Stand dieser bigotten und superstitiösen Religiosität ist die von dem Philologen Friedrich Thiersch berichtete Tatsache, daß der Präsident der Akademie der Wissenschaften, ein Graf Törring-Seefeld, sich an einem Karsamstag in der Jesuitenkirche zu München bei lebendigem Leib in das zur Schau gestellte „heilige Grab“ legen ließ, um den Erlöser darzustellen.

Eine neue Zeit brach an, als Kurfürst Joseph Maximilian IV., der spätere König Max Joseph I., im Jahre 1799 das Erbe Karl Theodors antrat. Mit Hülfe seines klugen und tatkräftigen Ministers, des Grafen Montgelas, hat er Bayern zu einem modernen Staat gemacht. Schon am 11. Februar 1800 gab er in einem an den Ausschuß der Landstände gerichteten Erlaß bekannt, daß er zu zeitgemäßen Reformen entschlossen sei. Den Anfang dazu machte er mit einer landesherrlichen Verordnung, wonach die Zugehörigkeit zum katholischen Bekenntnis nicht mehr Bedingung für den Aufenthalt im Kurfürstentum sein sollte. Sogar der Hofprediger seiner zweiten Gemahlin Karoline, einer Prinzessin von Baden, hatte einst Schwierigkeiten gehabt, in München überhaupt eine Wohnung zu finden. Auch jetzt bedurfte es noch eines besonderen Eingreifens von seiten des Kurfürsten, um den Widerstand des Münchener Stadtmagistrats zu brechen, als auf Grund der gewährten Religionsfreiheit sich der erste Protestant — ein Handelsmann namens Michel — in der Hauptstadt ansässig machen wollte und das Bürgerrecht begehrte. Der Zuwachs an schwäbischem und fränkischem Gebiet, der Bayern durch die Gunst Napoleons zu teil wurde, führte dem Gemeinwesen eine stattliche Anzahl protestantischer Untertanen zu. Infolgedessen wurde durch das Edikt vom 10. Januar 1803 allen geistlichen Religionsverwandten der volle Genuß der bürgerlichen Rechte gewährt und die Aussicht auf die Erlangung jedweder Staatsämter eröffnet. In weiteren Edikten wurde die gemischte Ehe gestattet, die Bücherzensur aufgehoben, das Schulwesen zur Staatsangelegenheit erklärt. Die neugewonnene Hochschule in Würzburg wurde ihres konfessionellen Charakters entkleidet, die Universität Ingolstadt nach Landshut verlegt; an beide Bildungsinstitute wurden namhafte Dozenten protestantischer Konfession berufen. Die Klöster wurden aufgehoben bis auf einige wenige, deren Insassen sich der Krankenpflege und dem Unterricht widmeten. Die Erteilung des Plazets, die Vergebung der Pfründen, die Vorbildung der Priester wurde in einer Weise geordnet, daß dadurch eine beträchtliche Erweiterung der staatlichen Kirchenhoheit zum Ausdruck kam. Die ganze Reformaktion wurde endlich gekrönt durch das Religionsedikt vom 24 März 1809, das zum größten Teil in die Verfassungsurkunde vom 26. Mai 1818 aufgenommen worden ist. Mit diesem Edikt war die Umwandlung Bayerns aus einem mittelalterlichen in einen modernen, aus einem konfessionellen in einen paritätischen Staat zum Abschluß gelangt.

Königreich Sachsen.

Das Jahrbuch der Sächs. Missionskonferenz für das Jahr 1905 bietet in diesem Jahrgang sehr viel Interessantes. Eingeleitet wird die Schrift durch einen Aufsatz über den Geisteskampf auf dem indischen Missionsfelde, wobei wir unter anderem erfahren, wie die Hungersnot und die Beulenpest, die in einem halben Jahre etwa 100,000 Menschen hingerafft habe, die Indier aufgeweckt und an nötige Begütigung der Götter erinnert habe, aber wie sie auf falschem Wege dies versucht haben, z. B. daß, da dem Hindu die Kuh ein heiliges Tier ist, überall Kuhschutzgesellschaften, auch in Hubli ein Tierasyl für 16000 *M.*, gegründet, durch Zeitungen und Wanderredner die Bewegung geschürt, die sogar wegen versuchter Beseitigung der Affenplage zu Tumulten führte und schließlich zur Ausbreitung einer neuen Sekte, im Gegensatz zu der Mischreligion Brahma-Samatsch, zur Aufbesserung der Vedareligion, Arga-Samatsch führte, die über 67,000 Mitglieder zählte und in Lahore eine vedische Hochschule besitzt. Gegen diese war das Christentum genötigt, sich vielfach in Wort und Schrift zu verteidigen.

Ferner gibt es im Jahrbuch eine sehr eingehende Schilderung der Schwierigkeiten der Bibelübersetzung in die betreffenden Landessprachen sowohl Indiens als Afrikas. Hier muß der Missionar für das fremde Idiom zum Philologen werden. Als Beleg einen einzigen Zug hinsichtlich des Kambavolkes. Dies Volk hat wohl eine große Anzahl Namen für Geister, aber über dieser Unzahl hat sie den Namen des Geistes aller Geister, Gottes vergessen. Hier schon muß der Bibelübersetzer sich durch minutiöse Vergleichung anderer Sprachen helfen und er half sich, indem er aus der Bantusprache das Wort (Mulungu) entnahm, was die Kamba verstehen. Ebenso bei dem Ausdruck „Gewissen“, was dem Volke natürlich gleichfalls fehlt. Es wurde durch Umanani „Um einander wissen“ oder „Mitwissen“ übersetzt. — Es folgen nun Aufsätze über die vielbesprochenen Herero in Südwestafrika. Die erörterte Geschichte der Mission daselbst berichtet, daß im Jahre 1858 ein Hausmädchen, Joh. Maria getauft, 14 Jahre hindurch die erste sichtbare Frucht der Hereromission war. Nach vielerlei Kämpfen kam es von 1870 ab zu 10 neuen Stationen, 1879 gab es bereits 800 Christen, bis katholische Patres dazwischen traten, aber wieder verdrängt wurden. Der Konferenzverband stieg 1903 auf 15 Stationen mit etwa höchstens 5000 Hererochristen von höchstens 80,000 Hereroheiden. Noch ist die Missionsarbeit im Gange (zumal die Rheinischen Missionare von den Herero verschont blieben), aber mehr unter den Nama, Damara und Bastards. — Besonders anschaulich sind auch die Detailbeschreibungen der Mission am Kilimandscharo. — Weiter führt das Jahrbuch zu den jetzt vielbesprochenen Japanern. Hier schildert es den Eingeborenen Nisima, der als Flüchtling in Nordamerika das theologische Seminar zu Andover besuchte und 1872 mit einer japanischen Gesandtschaft heimkehrte und durch den Unterstaatssekretär Tanaka in seinen Bemühungen unterstützt und durch Eintritt in die amerikanische Missionsgesellschaft Board ermöglichte, eine christliche Hochschule zu gründen, Namens Doschischa, mit 40 Lehrern, einen imposanten Bau mit mehr als 20 großen Häusern. Dieses Institut hat drei Abteilungen (Fakultäten): 1. Theologie und Philosophie, 2. Rechtskunde und Literaturgeschichte, 3. wissenschaftlicher und mathematischer Kurs (für Chemiker, Physiker, Pharmaceuten, Techniker). Leider aber geriet der Nachfolger Nisimas, Yokoi, so heißt es im Jahrbuch, „in das Fahrwasser der verwässerten Theologie des Allgemeinen protestantischen Missionsvereins“ — (nicht nach des Apostel Paulus Grundsatz, Philipper 1, 18, „daß nur Christus verkündigt werde auf allerlei Weise, es geschehe zum Schein oder rechter Weise, so freue ich mich darinnen“). Doch konnte am 29. November die Doschischa ihr 25jähriges Jubelfest feiern. In dieser Zeit hatten 4610 Studenten die Anstalt besucht. — Es folgt eine Schilderung der Judenmission, dann eine ausführliche Charakteristik der europäischen Missionen. Demnach gehen die beiden skandinavischen Länder jedes seinen eigenen Weg, außer in der Santalsmission und außerdem hat Norwegen auch den Frauen allgemeines Stimmrecht eingeräumt, da es 3000 Missions-Frauenvereine hat. An die dänische Missionsgesellschaft sind 784 Vereine angeschlossen worden. Außer der Santalsmission hat sich seit 1902 die Orientmission gebildet. Finnland, das schwer unter der Russifizierung zu leiden hat, hat Sorge um seine Ovambomission gehabt. In Holland haben sich Niederländische und Utrechtsche Mission zu einem ergiebigen Aufruf an das Land geeinigt, auch hat das Missionskomitee für Sangi und die Talantinseln eine bedeutende Staatsunterstützung erhalten. In Frankreich steht noch die Pariser Missionsgesellschaft in Arbeit, welche zwar mit einem Fehlbetrage von 123400 Fr. abschloß, welcher aber bis August gedeckt ward. In

England brachten die Missionsgesellschaften rund 35 bis 36 Millionen Mark für ihr Werk auf; ein ungenannter Freund der Londoner Mission schenkte ihr für Neuguinea 200000 Mark. Ein neues Missionsunternehmen ist die vereinigte Mission für den Sudan. Aus der Übersichtstabelle aber berichten wir:

Nr.	Anzahl der	Heidenchristen	Europ. Missionare
1.	Mission der Brüdergemeinde	4 990	200
2.	Basler Missionsgesellschaft	47 080	206
3.	Berliner Missionsgesellschaft (I)	47 020	138
4.	Rheinische Missionsgesellschaft	96 880	155
5.	Norddeutsche Missionsgesellschaft (Bremen)	3 790	14
6	Goßnersche do. (Berlin)	60 140	41
7.	Leipziger do.	21 410	67
			Missionarinnen
8.	Frauenverein f. christl. Frauen i. Morgenl.		8
			Missionare
9.	Hermannsburger Missionsgesellschaft	55 898	59
10.	Schleswig-Holsteinische Missionsgesellschaft	5 285	16
11.	Neukirchner Missionsgesellschaft	1 141	20
12.	Allgem. evang.-protest. Missionsgesellsch.	282	7
13.	Evang. Missionsges. für Deutsch-Ostafrika	499	20
14.	Neudettelauer Missionsgesellschaft	67	18
15.	Deutsche China-Allianz (Bremen)	159	12
16.	do. Blindenmission in China	25	2
19.	do. Baptistenmission (Berlin)	2 150	11
20.	Hannoversche Freikirche (Hermannsburg)	2 897	6

H. S.

Nachrichten.

Bremen. Es ist in diesen Tagen besonders lebendig bei uns auf kirchlichem Gebiet. Die Kontroversen wachsen gleichsam aus der Erde. Da sind zunächst Burggrafs Schillerpredigten. Merkwürdig, höchst merkwürdig ist der Zorn der Positiven darüber. Das „Bremer Kirchenblatt“ streitet fast in jeder Nummer dawider und verschmäht es nicht, kleine Lokalblättchen als Bundesgenossen heranzuziehen und die allergetreueste Feindin jedes liberalen Gedankens, die „Allgem. ev.-luth. Kirchenzeitung“. Warum ist man auf positiver Seite bei uns auf einmal so empfindlich gegen Schillerpredigten? Es sind doch auch von einer Bremer Kanzel aus schon „Schleiermacherpredigten“, sogar „Zarathustrapredigten“ gehalten worden und von einem Standpunkte aus, welcher den Positiven noch viel weniger sympathisch ist, als der Burggrafs. Darüber hat man sich aber meines Wissens gar nicht so laut und andauernd entrüstet, wie über diese Schillerpredigten. Merkwürdig auch das, daß man das Bibelwort mit solcher Emphase wieder als das „Wort Gottes“ betont, als sei es das einzige, als wüßten unsere Gegner gar nicht, daß wir Liberalen eine andere Auffassung vertreten und immer vertreten haben, ja fast so, als stünde bei den Positiven das Dogma von der übernatürlichen Inspiration der Bibel noch in vollständig unangefochtener Geltung. Das Gegenteil ist ja aber doch so bekannt, daß es die Vögel von den Dächern pfeifen. Es ist bekannt, daß wir Liberalen bei aller aufrichtigen Anerkennung der religiösen Klassizität der Bibel Gottes Offenbarung doch nicht ausschließlich in ihr finden, daß wir „Gottes Wort“ in den großen Geistestaten aller Zeiten hören, daß also von unserem Standpunkte aus gegen Schillerpredigten prinzipiell nichts einzuwenden ist. Es ist ferner bekannt, daß bis tief in positive Kreise hinein das Dogma von der übernatürlichen Inspiration nicht mehr festgehalten wird. Warum also dieses erneute Betonen des „Wortes Gottes“ in dogmatischer Prägnanz, als sei das ganz selbstverständlich?

Fast sollte man denken, es seien die „Schillerpredigten“ gar nicht so ernstlich gemeint, es werde ein anderes Feuer damit geschürt. Will man etwa jede passende und unpassende Gelegenheit benutzen, um die entsetzte Aufmerksamkeit auswärtiger hochkirchlicher Kreise bei unserer Bremer Freiheit, oder wie man gern sagt, bei unseren Bremer „Zuständen“ festzuhalten? Erhofft man von dorther Hülfe zur „Sanierung“ der letzteren? Es wird in der Beziehung von, dem „Br. Kirchenblatt“ allerdings unbekannter Seite auffallendes geleistet. Im „Reichsboten“ vom 8. Februar hat ein Bremer Referent über eine von Pastor Mauritz gehaltene Predigt in einer Weise berichtet, daß der letztere in den „Bremer Nachrichten“ das Berichtete als „freche Lüge“ bezeichnet hat. Wir befinden uns mit Pastor M. über viele Dinge nicht in Übereinstimmung; um so mehr freut es uns, daß er diese Abfertigung zu geben in der Lage war. Über diese Sache eventuell später mehr!

Bei solcher Sachlage wundert es uns nicht, daß einzelne freisinnige Kreise in unserer Stadt zu vorsichtig werden und auch in Dingen, die nach unserer Meinung harmlos sind, reaktionäre Absichten vermuten. Unter Mithülfe des Senats soll eine Konferenz sämtlicher stadtbremischer Gemeindepfarrer gegründet werden. Die gab es nämlich bis dahin bei uns noch nicht und diejenigen Prediger, welche weder dem Ministerium noch dem Domkollegium angehörten (!!), waren zu persönlicher Aussprache lediglich auf den Zufall angewiesen. Uns liegt der Statutenentwurf der geplanten Konferenz vor. Er schließt Glaubens- und Gemeindesachen von Beratung und Beschlußfassung grundsätzlich aus und beschränkt den Wirkungskreis der Konferenz auf die Pflege amtsbrüderlicher Beziehungen unter den Mitgliedern und auf die Behandlung rein pfarramtlicher Dinge im Kollegenkreise und mit der Behörde. Bedenken, die wir vielleicht vorher hatten, sind uns durch den Entwurf zerstreut und wir sind überzeugt, daß nach seiner Bekanntgabe auch die jetzt beunruhigten Kreise ihre Bedenken fahren lassen werden. Wir wüßten in der Tat nicht, wo der Entwurf ein Türchen für reaktionäre Bestrebungen offen gelassen hätte. Es ist ja doch auch selbstverständlich, daß weder der Senat noch unsere freigesinnten Geistlichen je ihre Hand zu einer Verletzung unserer bremischen kirchlichen Freiheit bieten werden. R. Emde.

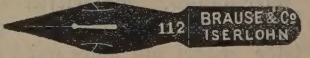
Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

5 Stück sortierte, schädelechte 6- u. 8-Ender
Hirschgeweihe
zusammen 20 Mk. Nachnahme.
Georg Fritzmann, Lichtenfels 3, Bayern.

Wollsachen
werden z. Kleiderstoffen, Buckskin, Teppichen u. Decken umgearb. i. d. Grünberger Wollweberei G. Allmendinger, Grünberg (Hess.)
Proben frei.
Mechanische Weberei.
Handweberei.

Die Religion des Neuen Testaments
1. Reihe der Religionsgeschichtlichen Volksbücher
herausgegeben von Fr. Michael Schiele.
1. Band (über 500 Seiten) in Ganzleinen Mk. 3,40.
Inhalt: Vorwort des Herausgebers — Prof. Wernle: „Die Quellen des Lebens Jesu“ — Prof. Bousset: „Jesus“ — Prof. v. Dobschütz: „Das apostolische Zeitalter“ — Prof. Vischer: „Paulusbriefe“ — Prof. Wrede: „Paulus“.
Für die Bezieher der Einzelhefte halten wir Einbanddecken der „Religion des Neuen Testaments“ I. Bd. zur Verfügung samt Titel, Inhaltsverzeichnis und Vorwort des Herausgebers 70 Pfg. (Porto 10 Pfg.)
. . . So spüren wir überall einen heiligen Ernst, eine umfangreiche Arbeit, eine staunenswerte Offenheit. „Hamburger Nachrichten“, 1. II. 1905.
Gebauer-Schwetsche, Druckerei u. Verlag m. b. H., Halle a/S.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik. Papiertechnik. Programm kostenfrei.
Staatskommissar.



Brause-Feder Nr. 112
mit abgerundeter Spitze. Berühmte Bürofeder. Preis d. Grs. 2.—Mk. — Überall vorrätig, wo nicht, direkt und portofrei ab Fabrik.

Der Postauflage der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Firma Bonness & Hachfeld, Potsdam, bei, betreffend: Methode Rustin, Wissenschaftliche Selbstunterrichtswerke, worauf wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.